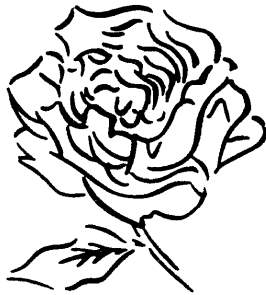


Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren für Mitglieder sind in der Spende enthalten
Einzelheft 20,- DM

Schatzmeister G. Jonas
Nelkenweg 8, 31675 Bückeberg
Telefon 0 57 22 / 61 59

Herausgegeben von der Altschülerschaft des Carolinums Neustrelitz

Schriftleitung:

Vorsitzender Dr. Adolf-Friedrich Wagner, Jacobistraße 25, 23701 Eutin
Telefon 0 45 21 / 39 17

Für die Vermischten Beiträge:

Inge Schammel, 31832 Lüdersen-Springe, Linderter Weg 16
Telefon 0 50 45 / 72 13

Für die Familiennachrichten:

M. W. Ludewig, 23611 Bad Schwartau, Lindenstraße 64 c

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. – Druckhaus Göttingen

INHALT

	Seite
Mecklenburgisches Kulturerbe / <i>Dr. Renate Krüger</i>	7
130 Jahre Eisenbahn in Mecklenburg-Strelitz / <i>Werner Lexow</i>	16
Auszug aus den Erinnerungen von Klaus Lange	19
Caroliner-Treffen / Mecklenburg-Strelitzer Landeszeitung berichtete	24
Das Gymnasium Carolinum informiert aus dem Schulbetrieb	27
Pressemitteilung / <i>Georg Nolte</i>	37
Buchbesprechungen, Vermischte Nachrichten und Beiträge	38
Familiennachrichten	48

Mecklenburgisches Kulturerbe

Gedanken zu einer Landesidentität

Von Renate Krüger

Mecklenburg gilt vielerorts als Inbegriff nördlicher Gemüthaftigkeit oder sogar Gemütlichkeit, als eine der letzten deutschen Kuschelecken, als Land, das einen Fritz Reuter mit seinen unvergleichlichen Figuren hervorgebracht hat, als Land, in dem sich Humor wirklich daran beweist, daß man trotzdem lacht. Wir hatten und haben viele Möglichkeiten zu solchen Übungen. Wir selbst aber empfinden Mecklenburg auch als Land, das ständig unter der Walze war, dessen Bewohner mehr Geschichte erlitten als selbst gestaltet haben. Ein Land, das nie so recht auf einen grünen Zweig kam. Aber auch ein Land, das den Kopf des Auerochsen, des Ur, zu seinem Wappenzeichen gewählt hat, das also Wert legt auf Ur-Bilder.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der politischen Wende im Herbst 1989 gehört die Neukonstituierung des Landes Mecklenburg-Vorpommern als neues Bundesland der Bundesrepublik Deutschland auf der Grundlage der Landtagswahlen vom 14. Oktober 1990. Der Landtag mit seinen 66 Abgeordneten trat am 26. Oktober 1990 zu seiner konstituierenden Sitzung im Plenarsaal des Schweriner Schlosses zusammen.

Das Schweriner Schloß, einst Wohnung und Residenz der mecklenburgischen Herzöge und Großherzöge, ist somit wieder zum Mittelpunkt des Landes geworden. Der Souverän des Landes ist in sein Domizil tausendjährigen Wurzeln zurückgekehrt, ein neuer, demokratisch gewählter Souverän. Das Parlament von Mecklenburg-Vorpommern verkörpert als *pars pro toto* die Identität des Landes mit seinen beiden unterschiedlich geprägten Landesteilen Mecklenburg und Vorpommern.

Was bedeutet die Wiederherstellung des alten Landes? Und was ist das, die Identität des Landes?

Als schon bei den ersten Großdemonstrationen im Herbst 1989 blau-gelb-rote Fahnen auftauchten, noch vor dem Ruf nach dem einig Vaterland und den schwarz-rot-goldenen Fahnen ohne Hammer und Zirkel, da fragten viele auf der Straße halb verwundert, halb mißtrauisch: „Was sind denn das für Farben?“ Für die meisten waren sie ein Erstanblick.

Die Mißstände, die von den Demonstranten, den Bürgerbewegungen, den Empörten angeprangert wurden, kennzeichneten die Spitze des Eisberges. Die Ursachen, die zu diesen Deformationen geführt hatten, liegen wesentlich tiefer.

Auf der letzten Sitzung des mecklenburgischen Landtages am 25. 7. 1952 erläuterte der damalige Ministerpräsident Bernhard Quandt das „Gesetz über die weitere Demokratisierung des Aufbaus und der Arbeitsweise der staatlichen Organe im Land Mecklenburg“, mit dem die Eigenständigkeit des Landes ihr Ende fand. „Die in dem Gesetz vorgeschlagenen Maßnahmen sind notwendig, um den von der II. Parteikonferenz der SED beschlossenen Aufbau des Sozialismus im Gebiet der DDR, also auch in unserem Land, durchzuführen ... Die einheitliche Lenkung und Leitung der Produktion in der Industrie und Landwirtschaft kann nur durch den unter Führung der Arbeiterklasse stehenden Staatsapparat erfolgen. Der Staatsapparat wird damit zum wichtigsten und entscheidenden Hebel der Entwicklung der gesamten Volkswirtschaft ... Durch den Neuaufbau des Staatsapparates verwirklicht die Arbeiterklasse ... die führende Rolle im Staat ...“.

Der „Staatsapparat“ beseitigte die letzten Reste von demokratischem Föderalismus in Mecklenburg, annullierte mit einigen Federstrichen die Ansprüche aus lebendigen historischen Prägungen und leitete die geistlos graue Nivellierung ein, deren Überwindung durch mühsame Arbeit an einem neuen Heimatbegriff noch lange Zeit in Anspruch nehmen wird.

Parallelprozesse können wir in diesen aufregenden Tagen und Wochen überall beobachten, teils in gewalttätigen, teils in friedlichen Abläufen, und dieser Teil ist der weitaus

größere. Die Esten wollen wieder Esten, die Litauer Litauer, die Letten Letten und die Russen Russen sein, keine Sowjetbürger. Im emotionalen Bereich muß das Wort Sowjetbürger eine ähnliche Sensibilität besitzen wie bei uns das Wort DDR-Bürger. Freilich ist es nicht damit getan, daß man den Emotionen freien Lauf läßt, nach ihrer Befreiung fängt die eigentliche Arbeit erst an, und der Nationalismus ist alles andere als eine Alternative zum abgeschüttelten Joch des Zentralismus.

Der Förderalismus hingegen ist ein höchst sensibles System, das große Reife und ein hohes Maß an Mündigkeit voraussetzt, wenn er nicht zum Landesegoismus verkommen soll. Er ist etwas ganz Nüchternes und verlangt haushälterisches Denken. Bei uns, den Erben des DDR-Zentralismus, muß er mit neuen Inhalten gefüllt werden. Dabei muß allerdings auch die jüngste Vergangenheit im Blick bleiben, darf nicht in ein geschichtsloses Vakuum abgleiten. Mit dem Wechsel der Fahne ist es nicht getan.

Einer der neuen Inhalte ist die Heimatliebe. Wir tun uns schwer damit, denn sie war bei der jüngeren Generation vor allem etwas Aufgezwungenes, Befohlenes, eine Produktivkraft beim Aufbau des Sozialismus. Bei der älteren Generation hat sie oftmals eine unkritische Verklärung angenommen. Die alte mecklenburgische Welt kommt jedoch nicht dadurch in Ordnung, daß sie in ein neues Rot-Gelb-Blau getaucht wird.

Der Neubeginn, der sich durch das Ende der kommunistischen Diktatur im Herbst 1989 eröffnete, steht unter dem zukunftsweisenden Aspekt europäischer Integration, der eine große Chance darstellt und geeignet ist, die entstandenen Deformationen und Defizite gründlich auszugleichen und zu heilen. Doch bis dahin ist wohl noch viel mecklenburgische Selbsterfahrung nötig, innere Befreiung von allmählich bewußtwerdender Fremdbestimmung, Neuentdeckung und Integration. Von besonderer Geschichtsträchtigkeit scheint mir die neue baltische Perspektive zu sein, die unmittelbar in unseren Lebensraum eingreift.

Nüchterne Bestandsaufnahme steht als große Aufgabe auch für die Bewertung der Vergangenheit insgesamt vor uns. Wenn wir die uns bis zum Überdruß vorgetragene Prämisse, daß alle Geschichte allein die Geschichte von Klassenkämpfen sei, auf das zurückzuführen, was wirklich gerechtfertigt bleibt, nämlich auf einen möglichen Aspekt unter vielen, einen Aspekt sozialkritischer Betrachtung, können wir einen neuen Ausgangspunkt gewinnen. Dann kann Geschichtsbewußtsein neu belebt, Geschichte wieder als lebendiges farbiges Gefüge betrachtet werden, in dem es organisches Wachstum gibt, Entfaltung, Entwicklung, auch Überraschung. Und jedes dieser gestaltgewordenen Elemente wird schließlich zur Schicht der Geschichte.

Mit dem Heimatbegriff allein ist es nicht getan, wir müssen uns dem übergreifenden Begriff der Identität zuwenden. Identität wird sichtbar, wenn man den Menschen in seinem kulturellen Kontext betrachtet, daß heißt, im Zusammenhang seiner Sprache, seiner Geschichte und in den Grundhaltungen der Entscheidungen des eigenen Lebens, in der Geburt, in den Ausdrucksformen der Liebe und des Todes. Die Kulturen der einzelnen Nationen sind im Grunde nur verschiedene Weisen, sich der Frage nach dem Sinn der eigenen Existenz zu stellen. Wird diese Frage ausgeklammert, entarten Kultur und Moral der Völker.

Identität ist nichts Homogenes, Unwandelbares, sondern ein Komplex in vielen Formen und in ständiger Veränderung. Der Monarch zum Beispiel, auch der mecklenburgische Großherzog, sprach im sogenannten Plurale majestatis. WIR – Herzog Soundso von Gottes Gnaden ... Alle anderen waren in diesem WIR eingeschlossen. Die Untertanen waren ein Teil dieses WIR, und der Untertan sprach dann logischerweise vom SIE als der 3. Person im Plural. Es dauerte lange, ehe der Bürger ICH sagen konnte und sich mit sich selbst und mit anderen identisch fühlte.

Alles, was Menschen geprägt hat, hat ein Stück Identität geschaffen, und wir Mecklenburger haben nicht gerade wenige, höchst unterschiedliche Prägungen aufzuweisen. Unsere Geschichte hat viele Schichten, helle und dunkle, fruchtbare, geglückte und mißlungene. Lernen kann man aus jeder dieser Schichten, vorausgesetzt, man kennt sie ...

Je mehr Geschichtswissen, je mehr Geschichtskennntnisse, je mehr Geschichtsbewußtsein, desto mehr Identität.

Mecklenburgs Grenzen haben sich durch Jahrhunderte nur wenig verändert. Im Falle Mecklenburgs decken sich daher Kulturlandschaft und Landesgrenzen in einem so hohen Maße, daß man schon zu einem frühen Zeitpunkt von einer mecklenburgischen Identität sprechen kann. Johann Christian Wundemann, Autor des im Jahre 1800 in Schwerin und Wismar erschienenen Buches „Mecklenburg, in Hinsicht auf Kultur, Kunst und Geschmack“ umschreibt diesen Begriff mit „Zügen von vaterländischem National-Charakter“.

Undurchdringliches Dunkel liegt über der allmählichen slawischen Besiedlung des Gebietes, aus dem sich Mecklenburg entwickelte, heutigen Denkgewohnheiten und -möglichkeiten nur schwer zugänglich. Die Gestalt der slawischen Stammesverbände wird erst erkennbar, als sie bereits voll ausgeprägt war und im Begriff stand, sich weiter auszudifferenzieren.

Die Slawen hatten ein Vakuum aufgefüllt, das von den Germanen verlassene Land in Besitz genommen und erweckten den Eindruck und Anschein, als seien sie hier immer zu Hause gewesen, als sei ihnen dieses Land mit seinen unzugänglichen Sumpf- und Seengebieten und seinen schwer durchdringbaren Waldflächen, in denen Eichenwälder dominierten, so recht auf den Leib geschneidert. Auf keinem Schriftdokument ist diese Landnahme festgehalten, keine Führerpersönlichkeiten werden im Nebel der ausgedehnten Zeiträume erkennbar.

So geschehen im 6. nachchristlichen Jahrhundert, zu dessen Wesensmerkmalen die Wanderungen ganzer Völker gehörten, in dem viele spätere europäische Staaten ihre frühe Kindheit durchlebten, während andere von der Bühne der Weltgeschichte verschwanden.

Slawische Namensgebungen hinterließen tiefe Prägungen und konnten nicht wieder verwischt werden, zumal sie sich auf menschliche Urerfahrungen bezogen, besonders auf die Inbesitznahme eines Ortes. Dieser Vorgang wurde durch die Namensgebung abgeschlossen und gewissermaßen beurkundet. Diese Namensgebungen beweisen Naturverbundenheit, ja Identifizierung mit der Natur, sensible Wahrnehmungsfähigkeit, Einfühlung, Beobachtungsgabe. Ihre Wurzeln und Impulse liegen im Bereich des Mythischen, aus dem auch der Ochsenkopf als Symbol und Wappenzeichen herauswuchs. Es ist der Auerochs, das Ur, ein in geschichtlicher Zeit ausgestorbenes europäisches Wildrind, dessen numinose Kräfte die Urvölker als Machtzuwachs für sich in Anspruch nahmen und in einem Feldzeichen demonstrierten. Der Auerochsenkopf mit der wendischen Krone ist Selbstdarstellung, Wunschtraum, auch nostalgische Verklärung. Das bezwungene integrierte Tier ist als Symbol der Stärke und des Starken Abschreckung im Machtkampf, fast Parallele zur Wirkung der Gorgo Medusa aus der griechischen Mythologie, deren Anblick erstarren ließ und tötete.

Unter diesem Zeichen entwickelte sich auch die Nachbarschaft der Slawenstämme, insbesondere der Obotriten, zu den Dänen im Norden und den Sachsen im Westen. Von den Sachsen wurden die Obotriten vor allem als unberechenbare gefürchtete Räuber erlebt, die in wohlorganisierten Zügen ins Nachbarland einfielen und mit reicher Beute wieder in ihre unzugänglichen Seengebiete zurückkehrten, Verwüstung und Zerstörung hinterlassend.

Mit der Konfrontation des Sachsenherzogs Heinrichs, der sich seines Attributes und Tierkreiszeichens, des Löwen, ganz gewiß und siegessicher war, und des Obotritenfürsten Niklot von unbekannter Herkunft aus dem Land der Wälder, Seen und Sümpfe, beginnt die Entwicklung Mecklenburgs zu einem mittelalterlichen Territorialstaat. Diese Konfrontation verläuft mit dramatischer Bewegtheit. Niklot fand dabei im Jahre 1161 den Tod. Heinrich der Löwe war zwar der Sieger, aber Niklot war nicht der Besiegte. Nicht Heinrichs, sondern Niklots Nachfahren erhielten Mecklenburg als Reichslehen und machten daraus einen Staat. Die Herzöge und Großherzöge von Mecklenburg erblickten in Niklot ihren Stammvater und waren stolz auf ihre slawische Herkunft. Auch im Volk wurde das

Andenken der Slawen, insbesondere der Obotriten, eher hochgehalten als herabgesetzt. Von jeher gehörte zur mecklenburgischen Identität das Bewußtsein slawischer Wurzeln. Der mecklenburgische Großherzog nahm dafür Kritik der Nationalsozialisten in Kauf, die ihm vorwarfen, slawisches Blut sei nicht vom allerfeinsten und kein Ruhmesblatt deutschen Rassebewußtseins ...

Mecklenburg wurde zum Land, zum Staat, zu einer kleinen bescheidenen, aber eigengeprägten Welt. Das Gesetz des Schmelztiegels zwischen Ost und West, nach dem es seinen Weg in die Geschichte antrat, hat Prägekraft durch viele Jahrhunderte behalten.

Auch Heinrich der Löwe blieb in diesem Lande auf besondere Weise präsent. Zur Besiegelung des von ihm eingeleiteten Prozesses gründete er 1160 als erstes rechtlich verfaßtes Gemeinwesen auf mecklenburgischem Boden die Stadt Schwerin, die seither die Reiterfigur des sächsischen Herzogs als Symbol für Recht und Maß in ihrem Siegel und Wappen führt. Schwerin wurde zum westlichen Einfallstor nach Mecklenburg.

Heinrich der Löwe legte den Grund zum Zusammenwachsen slawischer und deutscher Strukturen in Mecklenburg – es ging nicht immer problemlos vor sich – und erwies sich dadurch als Gründergestalt von Format.

Herausragendes Beispiel für diese Gründungspolitik ist Schwerin: die alte obotritische Grenzburg auf der Insel im Schweriner See wurde zum Grafensitz, daneben entstand eine deutsche Stadt, in die der Bischofssitz verlegt und somit die Dreigliederung von Feudalsitz, Bürgeransiedlung und kirchlichem Zentrum konstituiert wurde.

Es spricht für eine ganz besonders günstige Konstellation des Schicksals, daß dem tatenbesessenen und machtbewußten Sachsenherzog Heinrich eine weitere Gründergestalt zur Seite trat, nicht nur klug, sondern auch weise, auf Vermittlung und Ausgleich gerichtet und von erstaunlichem historischen Weitblick: Berno, der Zisterziensermönch aus dem Weserkloster Amelungsborn.

Er fühlte sich aus innerem Antrieb zur Wendenmission berufen, wollte dabei aber vom Einfluß und Anspruch der Mächtigen frei bleiben, was ihm nur zum Teil gelang. Er war Zeuge, wie die alte Mecklenburg zerstört wurde. Er war dabei, als das große Holzbild des Slawengottes Swantewit auf der Tempelburg Arkona gestürzt wurde und verbrannte. Daraufhin ließen die Rugier sich taufen.

Heinrich der Löwe setzte Berno zum ersten Bischof von Schwerin ein und ließ ihn 1171 den ersten Vorgängerbau des heutigen hochgotischen Domes weihen. Im gleichen Jahr siedelte Berno zwölf Zisterziensermönche aus seinem Heimatkloster in Althof nahe Doberan an, wo sie schon nach acht Jahren einem Slawenaufstand zum Opfer fielen. Doch schon 1186 wurde der Zisterzienserkonvent in Doberan neu begründet und zu einem der wichtigsten christlichen Zentren in dem sich wandelnden Land. Das Doberaner Münster ist zu einer der schönsten mecklenburgischen Hausmarken geworden.

Vielleicht machen wir es uns manchmal zu leicht mit der Geschichte. Nicht, daß wir zu oberflächlich und zu wenig sorgfältig an die Dokumente und Urkunden, an die Interpretation der Überlieferungen und der Sachzeugen herangingen. Aber wir lassen die Geschichte rasch zu einer Sache werden und geben uns nicht immer genug Mühe, Geschichte als ein Geschehen am Menschen, durch Menschen und mit Menschen zu begreifen. Oder gegen Menschen.

Seit nunmehr 800 Jahren haben Menschen mit dem Doberaner Münster zu tun. Sie haben Botschaften gehört und erwogen, ihr Bild und ihre Vorstellungskraft daran geformt, Entschlüsse gefaßt. Sie haben sich ins Unbekannte aufgemacht, andere vertrieben und wurden selber vertrieben. Sie töteten und wurden getötet. Sie ordneten ihr Tun einer Idee unter und warben für diese Idee. Sie überschritten gelegentlich die Grenzen, an denen aus Werbung Zwang wird. Sie rodeten und schufteten, sie ertranken in Sümpfen oder wurden von Bäumen erschlagen. Sie brannten Ziegel, pflanzten Kohl und Getreide, zogen und schlachteten Kühe und Schweine. Sie lebten und gaben Leben weiter. Sie planten und gaben Pläne an die nächsten Generationen weiter. Auch wir leben von solchen weitergege-

benen Plänen. Niemand von ihnen erlebte den Prozeß des Münsterbaus vom Anfang bis zur Vollendung. Immer geschah etwas, und immer ließen sie etwas geschehen. Jeder von ihnen hatte seine eigene Geschichte, und jeder formte irgendwie an der Geschichte des Münsters mit.

Viele Geschichtsschreiber haben versucht, ihren Lesern das Leben der ersten Doberaner Mönche eindringlich nahezubringen. Aus rohen Stämmen die Häuser gezimmert, einen Raum zum Beten, einen zum Schlafen, einen für die kärglichen fleischlosen Mahlzeiten, einen weiteren zur Beherbergung von Gästen, alles von einem Plankenzaun umgeben. Das Wort *Ora et labora* – Bete und arbeite! steht über allem. *Ora*: das ist Stundengebet und Meißfeier und jede Art geistlicher Betätigung. *Labora*: das ist die Entwässerung der sumpfigen Niederungen und ihre Umgestaltung zu saftigem Weideland, vor allem aber die Verwandlung des Waldes in Ackerland. Und dann wurde gesät und geerntet und wieder gesät.

Der erste Apfelbaum wird gepflanzt, ein Stämmchen, das der Abt vielleicht in Frankreich als Geschenk erhielt und das die weite Reise überstand. Gehegt und gepflegt, trägt es nach unscheinbaren Anfängen die ersten Früchte, bestaunt und bewundert von Mönchen und Siedlern. Aus den Samen keimen neue Bäumchen, und die Reihe der Bewerber für solche nahrhaften und wohlschmeckenden Neuheiten wächst. Wie viele Jahre und Jahrzehnte mögen vergangen sein, ehe Apfelbäume in den Bauerngärten wuchsen! Und Kirschbäume... Auch Blumen und Kräuter mußten gewissermaßen erst gezähmt werden, ehe sie zum Schmuck und zur Verfeinerung bereitstanden, eine Entwicklung, der Doberaner Klosterkunst, der Malerei und Bildschnitzerei vergleichbar. Von den Gärtnern und Pflanzern berichtet keine Urkunde...

Das Erwachen bürgerlichen Selbstbewußtseins und das Erstarken des Fürstenregimentes zur Reformationszeit führten das Land zu neuer kultureller Blüte. Die Reformation der alten Kirchenstruktur befestigte die Grundlagen Mecklenburgs als eines relativ homogenen Flächenstaates mit stabilen Abgrenzungen nach Norden, Süden und Osten. Die Blütezeit der Reformation wurde durch die 30jährigen konfessionellen Kriege alsbald geknickt, und über Mecklenburg, das an den konfessionellen Streitigkeiten doch eigentlich nicht beteiligt war, ging die erste große Walze eines Krieges, der das Land nahezu auslöschte und seine Entwicklung auf Jahrzehnte unterbrach. Mecklenburg brauchte fast ein halbes Jahrhundert, um sich auch nur einigermaßen zu erholen. Die Nachfolgekämpfe des 30jährigen Krieges ließen das Land nicht zur Ruhe und zu neuem Aufschwung kommen.

Während des 18. Jahrhunderts entstanden Entfremdung und Abwehr auch nach Süden, denn für den Preußenkönig Friedrich II. wurde das nördliche Nachbarland zur schier unerschöpflichen Vorratskammer per Selbstbedienung. Während des Siebenjährigen Krieges wurde alles aus dem Lande geschleppt, Getreide, Vieh, Bargeld und – Menschen... Auf den mecklenburgischen Mehlsack wurde solange geklopft, bis auch nicht das kleinste Staubkörnchen mehr herauskam. Eine gewisse Stabilisierung setzte erst nach dem Ende des 7jährigen Krieges ein. Trotz der Schäden und Verluste brachte auch das 18. Jahrhundert noch einmal eine liebenswürdige bescheidene Blüte hervor, die Zeugnisse einer Feudalkultur mit Schlössern, Herrensitzen und Parkanlagen, die zu einem weiteren Charakteristikum Mecklenburgs wurden, unverwechselbar und von einem liebenswürdigen, altmodischen Charme.

Es sei mir gestattet, diese Welt in der Reflexion einer bei uns weitgehend unbekanntem Dichterin darzustellen, mit den Augen und mit dem Herzen von Gertrud von le Fort, deren Leben die ungewöhnlich lange Zeit von 1876 bis 1971 ausfüllte. Als Tochter eines preußischen Offiziers mecklenburgischer Herkunft und oberitalienischer Abstammung, dessen berühmtester Vorfahr als Freund und Vertrauter Peters des Großen das russische Zarenreich für den Westen geöffnet hatte, wurde sie in der Garnisonsstadt Minden geboren, lebte in Berlin, Koblenz, Hildesheim und danach 16 Jahre in Mecklenburg, vor allem in Ludwigslust. Ihr verdanken wir schöne und tiefgründige Aussagen zur mecklenburgischen Identität. Mecklenburg war der Dichterin das Land des Vaters, das Vaterland im eigentlichen Wortsinn.

„Er (der Vater) liebte Mecklenburg, er liebte seine charakter- und gemütvollen Menschen, er liebte auch seinen Humor, aber was bedeutete dieses Land für die Entwicklung seiner Persönlichkeit und seines Geistes? Ich verlor meinen Vater zu früh, um diese Frage mit Sicherheit beantworten zu können; allein, ist sie nicht zugleich die Frage meines eigenen Lebens? Man sagte in meiner Jugend allgemein, Mecklenburg sei rückständig. Ich bin überzeugt, wenn die moderne Zeit auf der Schwelle dieses lieblichen Landes länger als an anderen Orten den Atem anhielt, so tat sie es, betroffen von dem Reichtum der Möglichkeiten, die sich gerade in diesem leisen Zögern und Erwartenkönnen einem hastenden Geschlecht mit fast mütterlicher Gebärde anboten. Alles, was reifen soll, braucht langes Ruhen. Alles, was zur Tiefe drängt, braucht die Behütung eines gütigen Abseits.“

Mecklenburg – das war für Gertrud von le Fort vor allem das Landgut Boek an der Müritz und die Stadt Ludwigslust.

„Nach Boek gelangte man von der entfernten Bahnstation durch meilenweite Kiefernwälder, in denen nichts zu vernehmen war als das Knirschen der Wagenräder und das leise Schnauben der Pferde. Manchmal äugte ein Reh furchtlos aus dem Dickicht. Hie und da unterbrach eine Schonung den feierlichen Hochwald, dort war der Grund überblüht von Erika, Pechnelken und Immortellen... Boek ist dann auch lebenslang die eigentliche Heimat für mich und die Meinen geblieben. Da lief eine alte schattige Kastanienallee von dem langgestreckten, im Empirestil erbauten Herrenhaus bis an den Strand der Müritz, die nächst dem Bodensee der größte deutsche See ist. Bei klarem Wetter tauchte wie eine Fata Morgana das jenseitige Ufer auf, aber für gewöhnlich schien alles im Grenzenlosen zu verschwimmen... Am Ende der Allee lag das alte, weißschimmernde Herrenhaus, wo im Innern die vielen schönen Stutzuhren tickten, bei deren sanftem Schlag die Zeit nicht, wie an anderen Orten, zu eilen, sondern Atem zu schöpfen schien. Wie seltsam, daß dieses stille Haus und Land die Dokumente unserer wechselvollen Geschichte hütete.“

Ludwigslust und der Norden war für Gertrud von le Fort nicht nur ein prägender Raum, sondern mehr noch eine bergende Hülle, groß genug, um dahinter wohlgeordnete, dicht gefüllte Speicher anzulegen und zu sichern. Diese Speicher bargen das Gut aus den Weltfahrten und Welterfahrungen der Gertrud von le Fort, die den engen Ludwigsluster Rahmen zwar sprengte und verließ, aber immer wieder dahin zurückkehrte, beladen mit Eindrücken, Kenntnissen, Gestaltungsmaterial, Plänen, Sichten und Einsichten. Mecklenburg bot die notwendige Ruhe und Stille, um solche Fülle vor Neuaufbrüchen immer wieder zu ordnen.

In dieser Landschaft und ihrer unvergleichlichen Atmosphäre lag Gertrud von le Forts Identität. Ludwigslust lag am Rande dieses Bereiches, es verkörperte eine andere mecklenburgische Facette.

Um die Jahrhundertwende dichtete Gertrud von le Fort folgende Charakterisierung von Ludwigslust:

Wenn ich heut zu reden komme
Auf mein kleines, dummes Städtchen,
Werden ein'ge leise lachen –
(Das sind die, so dagewesen) –
Andre werden ihre Köpfe
Schütteln und ich glaub' es gerne,
Will mir's selbst doch manchmal scheinen
Wie ein rührend kindlich Wunder,
Daß in diesen hellen, heißen
Streitestagen unsrer Zeiten
Sich noch irgendwo auf Erden
Solche kleine, tief verschlafne
Wunderliche Welt verberge.

Und die Linden an den Fenstern
Rauschen auf und duften heimlich
Wie nach altmod'schen Geschichten
Aus der Urgroßmütter Tagen –
„Das ist immer so gewesen“.

Das Residenzstädtchen Ludwigslust, das Idyll, etwa 35 Kilometer südlich von Schwerin gelegen, verdankt seine Entstehung dem Wunsch eines mecklenburgischen Herzogs, aus seinen eingeschränkten Lebensmöglichkeiten das Beste zu machen und dadurch Herr über ihn bedrückende Schwierigkeiten zu werden.

Herzog Friedrich von Mecklenburg war im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen und preußischen königlichen großen Namensvetter fast völlig von den Städten seines Landes abhängig. Er beschloß, mitten im Wald-, Heide- und Sumpfgebiet des südwestlichen Domaniums neben dem unbekanntem Dorf Klenow eine Residenz zu errichten, die er seinem Vater Christian Ludwig zu Ehren Ludwigslust nannte und dort ein Schloß zu bauen. Dieses Schloß ist bekrönt mit vierzig spätbarocken Attikafiguren, Allegorien, Verkörperungen der verschiedensten Künste wie an vielen anderen Orten üblich, aber auch von den modernsten Wissenschaften und Techniken, dieses ganz und gar ungewöhnlich, in Ludwigslust hervorgebrachte Erstgeburten.

Vor dem Schloß installierte er Wasserspiele mit einer Kaskade, in deren Mitte sich das mecklenburgische Wappen befindet, und mitten durch dieses Wappen läuft eine unsichtbare Achse, ausgehend vom herzoglichen Thron im Goldenen Saal des Schlosses, endend auf dem Altar der gegenüberliegenden Kirche, nachdem sie die Symmetrie des Schloß-Kirchen-Ensembles hergestellt hat.

Ordnung, ebenso feierliche wie unerbittliche Ordnung des gesamten Lebens, der auch die Familie le Fort in Ludwigslust unterworfen war...

„Für uns bestand dieses höfische Zeremoniell noch. Immer wenn irgendwo in Europa eine fürstliche Persönlichkeit gestorben war, mußten wir Hoftrauer anlegen – schwarz mit weißen Pleureusen – welche letztere dann nach einiger Zeit fielen, um der sogenannten Halbtrauer Platz zu machen. Wie oft hat meine Jugend und die meiner Schwester geseufzt, wenn auf diese Weise wieder einmal ein frohes Fest abgesagt werden mußte.“

Doch am Ende des 18. Jahrhunderts hatte auch ein anderer Geist in Ludwigslust Einzug gehalten, das Zeitalter der Empfindsamkeit als Vorläufer der Romantik. Es fügte dem Park neue, besonders das Gefühl und nicht mehr nur die streng feudale Lebensordnung ansprechende Partien mit dem Schweizerhaus und der künstlichen Ruine hinzu und schuf eine Atmosphäre, die man bis zum heutigen Tag nicht anders als poetisch ansprechen kann. Und diese Atmosphäre war es auch, von der sich die junge Gertrud von le Fort am stärksten einfangen ließ. In diesem Bereich fand sie ihre stärkste Identität. Ludwigslust wurde durch Gertrud von le Fort zum literarischen Ort, für unser Thema besonders interessant wegen der Erzählung „Das fremde Kind“, des einzigen literarischen Werkes, in dem Gertrud von le Fort eine direkte historische und politische Bilanz zieht. „Das fremde Kind“ ist ein jüdisches Mädchen, das von einer Angehörigen des Ludwigsluster Hochadels als eigenes Kind ausgegeben wird, um es vor der Deportation zu schützen.

Das schlichte rohrgedeckte Schweizerhaus, um 1790 von der mecklenburgischen Herzogin Louise als eines der ersten Beispiele dieser Gattung erbaut, steht für das bescheidene, in eine empfindsame Naturstimmung eingewobene Idyll und wurde zum Hintergrund nationalsozialistischer Fememorde, denen auch die Schützerin des fremden Kindes zum Opfer fällt.

Die Bezeichnung „Träumerei“ für den Handlungsort Ludwigslust deutet auf Verinnerlichung der als verloren erfahrenen heimatlichen Welt, die zur Parabel wird, zum gleichnishaften Beispiel, ohne die porträthaften Konturen zu verwischen, aus denen ein anschauliches, lebenswürdiges Bild der alten mecklenburgischen Residenzstadt erwächst.

Unverkennbar ist die Ludwigsluster Atmosphäre in der Beschreibung des weißen Schlosses, vor dem die kaskadenhaft fallenden Wasserspiele ihren „Hofknicks“ machen, der wolkenhaften duftenden Linden, in der Romantik des Schloßparkes mit dem Schweizerhaus.

Die Bezeichnung „Träumerei“ erscheint als Signal für Prozesse, die aus dem Vergangenen, Vergessenen, Verdrängten, Unbewußten aufsteigen und sich zu Gestalten und Bil-

dern verdichten. Eine Geisterbeschwörung, ebenso geeignet zur Erkenntnis und Befreiung von falschen Bildern wie zur Stärkung positiver, hilfreicher Schichten.

Den konkreten Zusammenbruch falscher Bilder hatte Gertrud von le Fort hautnah in der Scheitungs- und Umbruchssituation am Ende des ersten Weltkrieges und des deutschen Kaiserreiches auf dem Gut Boek miterlebt, das nach dem Tod der beiden kinderlosen Onkel in den Besitz des Bruder Stephan übergegangen war.

In der Folgezeit versammelte der Rittmeister a. D. Stephan von le Fort eine kleine Privatarmee um sich, die vor allem aus Baltikum-Soldaten bestand. Im Februar 1920 begannen auch im Freistaat Mecklenburg-Strelitz die Vorbereitungen zur Machtübernahme der Offiziere um Kapp und Lüttwitz. Stephan von le Fort wurde zum Bezirksleiter Kapps im „Reichswehredetachment Müritz“ bestimmt und sollte den Freistaat Mecklenburg-Strelitz unter die Herrschaft der Verschwörer bringen. In seiner Proklamation bezeichnete er die bestehende Regierung als rechts- und verfassungswidrig und führte weiter aus, daß nationalbewußte Männer mit der Leitung von Reich und Staat betraut seien. Streikenden und Streikwilligen drohte er Strafen an. Seine Proklamation unterzeichnete er im Auftrag einer provisorischen Regierung des Freistaates Mecklenburg-Strelitz.

Am 17. März 1920 verhängte der Bezirksleiter von le Fort über die Stadt Waren den Ausnahmezustand, um gegen Streikende vorzugehen. Im Morgengrauen des folgenden Tages rückte er mit seinem Vetter, dem Reichswehrleutnant Peter Alexander von le Fort mit einem Geschütz und zwei Maschinengewehrziügen von Boek nach Waren aus, ging auf dem dortigen Galgenberg in Stellung und ließ die Stadt beschießen; es gab 5 Tote und 11 Schwerverletzte. Der Putsch wurde niedergeschlagen. Die beiden le Forts mußten fliehen, sie gingen nach München und Österreich. Das Gut Boek verfiel der Liquidation durch den Freistaat Mecklenburg-Strelitz. Die Liquidationsgeschäfte mußte Gertrud von le Fort abwickeln.

„Die Einsamkeit dieses letzten Boeker Aufenthalts – so schreibt sie in ihren Lebenserinnerungen – war unbeschreiblich: Meine Mutter tot, meine Schwester abwesend, mein Bruder flüchtig... Bevor ich Boek verließ, nahm ich von allen Stätten Abschied, die mir teuer waren. Ich weilte lange am Grab meiner Mutter – ich ließ noch einmal meinen Blick in die Weiten der Müritz schweifen – ich hob an ihrem Strand einige Muscheln und ein kleines Stück Bernstein auf. Es war Herbst, und die Hirsche röhren im Bruch, der Flügelschlag der wilden Schwäne bebte über dem See – wie unberührt war die Natur von den menschlichen Sorgen und Schmerzen!... Ich nahm Abschied von der langen Reihe der Ahnenbilder, welche den Eßsaal schmückten. Wie all diese Generationen, so würde auch die unsere mit ihren Anliegen und Ansprüchen einmal zurücksinken in die unendlichen Weiten der Geschichte – alles Vertraute, das hier so lange gelebt und geatmet, all die köstlich holländischen Stilleben, die Stimmen der zierlichen Stutzuhren, sie würden eines Tages aufhören. Ich fühlte die unendliche Wehmut des deutungslosen Geschehens, so wie Ernst Troeltsch die tiefe Trauer des Historikers gekannt hat... Mit den schwermütigsten Ahnungen reiste ich ab.“

An dieser Stelle vollzog sich ein Bruch, der geradezu prophetische Dimensionen annahm, denn hier wurde ein Schicksal vorweggenommen, von dem in durchaus absehbarer Zeit Millionen von Deutschen betroffen wurden, ein deutsches Schicksal: Vertreibung, Enteignung, Entwurzelung, Aufbruch ins Ungewisse und in scheinbare Sinnlosigkeit, Verlust, unendlicher Verlust.

Gertrud von le Fort hat Mecklenburg, hat den Osten 1920 verlassen und ist nie wieder zurückgekehrt. Und – Gertrud von le Fort wurde in Mecklenburg vergessen... Der Name le Fort band sich an die Verteufelung von Reaktion und Junkertum im Sinne des Klassenkampfes, der Baron Stephan von le Fort wurde zum leibhaftigen sozialistischen Gott-sei-bei-uns und ging gewissermaßen in die Schulbücher ein. Bei keiner Stadtführung durch Waren versäumte man, auf die Einschußlöcher am Rathaus hinzuweisen.

Für Gertrud von le Fort ist nicht die unsoziale Haltung Ursache des Scheiterns der alten Feudalwelt, sondern ein in der Gesellschaft wirksames Entwicklungsgesetz: die

Überwindung des Vollendeten, Abgeschlossenen, der erschöpften Möglichkeiten, des Erstarrungsprozesses.

Wie wir wissen, hat Gertrud von le Fort eine überdimensionale Trauerarbeit geleistet, besonders in der Reflektion des „deutschen Schicksals“ jenseits von jeglicher Ideologisierung, motiviert durch den eigenen Lebensweg, der auf weite Strecken hin eine eng aneinander gereichte Folge von Verlusten war. Größter Verlust war der an nationaler Identität im Sinne ihres Vaters, gleichzusetzen fast mit dem Verlust des Vaterbildes.

Von diesem Schicksal sind auch wir betroffen, vielen von uns ist es bewußt, den meisten jedoch nicht. Und daraus ergibt sich als Fazit, daß die Wiederentdeckung unserer Landesidentität ebenso wichtig ist wie der Aufbau einer intakten Wirtschaft. Landesidentität ist psychische Infrastruktur, eine Grundvoraussetzung zur Neuordnung der Gesellschaft. Landesidentität ist etwas anderes als Nationalismus, ist als Voraussetzung zum föderalen System von unvergleich höherer Qualität. Landesidentität ist die feste Standfläche über allen Schichten unserer Geschichte, den hellen und dunklen, den erfolgreichen und den mißglückten. Landesidentität ist die Akzeptanz aller dieser Schichten, gerade auch der weniger geglückten. Die dunklen Schichten müssen integriert werden, in kritischer Selbstbefragung, unter dem Eingeständnis eigener Schuld als Voraussetzung zum Neubeginn. Sie dürfen nicht wegtherapiert, nicht verdrängt werden. Wir müssen uns nicht reinwaschen, das glaubt sowieso niemand...

Unser mecklenburgisches Kulturerbe ist kein hygienisches Filtrat jenseits von Gut und Böse. Dunkle Schichten gibt es nicht erst seit den totalitären Systemen. Zum Lebensbereich des Doberaner Münsters gehören nicht nur ästhetische Gipfel, sondern auch Auseinandersetzungen auf Leben und Tod zwischen westlichen und einheimischen Mönchen, zwischen den Slawen und den Sachsen. Gehören Hexenprozesse und Hexenverbrennungen. Gehört sinnlose Zerstörung größter Schönheit durch raffgierige Landesherren, die das Kloster als Ziegelspender ausbeuteten, um damit ihre Schlösser zu bauen.

Zum Lebensbereich der so liebenswürdigen späten Feudalkultur gehörten auch Bauernlegen, das Recht der ersten Nacht, Ausbeutung und Unterdrückung und nicht zuletzt unökonomisches Verhalten und Mißwirtschaft.

Unser Kulturerbe enthält nicht nur Schönheit, sondern auch Schrecken, um es mit Worten von Rainer Maria Rilke zu sagen...

Landesidentität ist etwas anderes als Nationalismus. Wir sind auch nicht die Größten. Aber wir sind auch kein Niemand. Wir wohnen nicht in einem Niemandsland, sondern in einer eigenen Wohnung. Das Haus ist bescheiden, aber es ist unser Haus. Es hat Mängel und Schäden, aber die lassen sich mit der Zeit vielleicht abstellen. Mit manchen werden wir zusammenleben lernen müssen. Und wir sollten dabei nicht auf jene schauen, denen es nach unserer unmaßgeblichen Einschätzung viel besser geht, sondern auf jene, die einen noch schwierigeren Weg vor sich haben.

130 Jahre Eisenbahn in Mecklenburg Strelitz

Eine Betrachtung zur Strelitzer Eisenbahngeschichte

Von Werner Lexow

Fast 30 Jahre gingen seit der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn ins Land, bis auch Mecklenburg Strelitz seinen ersten Schienenweg hatte. Das geschah mit der Inbetriebnahme der „Friedrich-Franz-Bahn“ von Güstrow nach Neubrandenburg am 15. November 1864. Jedoch ist das nicht ein Verdienst des östlichen mecklenburgischen Großherzogtums, sondern ein Ergebnis der Bemühungen des „größeren Bruders“ in Schwerin, den Zug der Zeit nicht zu verpassen.

Nach dem Vorbild Englands hatte Mitte der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts der Siegeszug des neuen Verkehrsmittels Eisenbahn in Deutschland begonnen.

Zu dieser Zeit (1835) hatten sich in der Hafenstadt Wismar die ersten Aktivitäten gezeigt, das Schienennetz nach den Leitgedanken des deutschen Eisenbahnpioniers Friedrich List nach dort auszudehnen. Über Wünsche und Pläne kam man aber zunächst nicht hinaus.

Die Eisenbahnerschließung des deutschen Nordens nahm konkrete Gestalt an, als sich Berlin, Stettin und Hamburg mit dem Bau von Eisenbahnstrecken befaßten. Als der preußische König Friedrich Wilhelm IV. am 15. 8. 1843 die bedeutungsvolle Strecke Berlin – Stettin persönlich eröffnete, nahm auch der Mecklenburg-Strelitzsche Großherzog als Ehrengast teil. Der hoffte offensichtlich auf die Verwirklichung der Forderung der Stadt Stralsund, einen Eisenbahnanschluß zu bekommen. Diese Trasse sollte erklärtermaßen über Neustrelitz führen, und an deren Finanzierung wollte sich das Strelitzer Land tatkräftig beteiligen.

Doch inzwischen, kaum 3 Jahre nach der Inbetriebnahme der Strecke Berlin – Stettin, wurde 1846 die Berlin-Hamburger Eisenbahnverbindung fertiggestellt. Und das war der Ausgangspunkt, Mecklenburg von Schwerin aus eisenbahntechnisch zu erschließen.

Um den kürzesten Weg zwischen Berlin und Hamburg zu erreichen, mußte das Streckengleis ca. 80 km durch mecklenburgisches Territorium geführt werden. Die Zustimmung der Großherzoglichen Regierung in Schwerin wurde an die Bedingung geknüpft, von Hagenow aus eine eigene Eisenbahn nach Schwerin bauen zu können.

Im Jahre 1841 wurde in Vorbereitung des Baus der Strecke von Berlin nach Hamburg ein Staatsvertrag abgeschlossen. An ihm waren Preußen, Mecklenburg, Schwerin, Hamburg, Dänemark (wegen des Herzogtums Lauenburg) und Lübeck (wegen des Bergedorfer Gebietes) beteiligt. Der Vertrag enthielt sowohl die Verpflichtungen Preußens und Hamburgs, Durchgangsabgaben zugunsten Schwerins zu leisten als auch das Recht Schwerins, eine Zweigbahn nach der Residenzstadt zur Ausführung zu bringen.

Am 1. Mai 1847 wurde die erste mecklenburgische Eisenbahn von Hagenow nach Schwerin ihrer Bestimmung übergeben. Die Forderung nach Erhebung von Durchfuhrzöllen auf der Berlin-Hamburger Strecke entsprach der dem Fortschritt wenig dienlichen Haltung Mecklenburgs, der deutschen Zolleinigung so lange wie möglich fernzubleiben. 1834 wurde der deutsche Zollverein gebildet, die beiden Mecklenburg traten aber erst 1868 bei. Damit wurde ein unrühmliches Kapitel mecklenburgischer Geschichte abgeschlossen. Von dem wirtschaftlichen Aufschwung zu dieser Zeit in den meisten Staaten fiel nur ein schwacher Abglanz auf Mecklenburg.

Das nächste mecklenburgische Eigengewächs beim Bau von Eisenbahnen war 1848 die Verbindung von Schwerin nach Wismar. Nach dem zeitlich relativ günstigen Start, der 1850



Ankunft der Königin von England in Neustrelitz

mit der Inbetriebnahme der Strecken nach Rostock und Güstrow abgeschlossen wurde, trat in Mecklenburg beim Bau von Eisenbahnen eine Periode der Stagnation ein, die erst 1864 mit der Eröffnung der Friedrich-Franz-Bahn von Güstrow nach Neubrandenburg beendet werden konnte.

Indes gingen von der 1843 eröffneten Strecke Berlin–Stettin Impulse aus, die auf den Osten Mecklenburgs nicht ohne Wirkung bleiben sollten. Nachdem sich die Verwirklichung des Projekts Berlin–Neustrelitz–Stralsund immer wieder verzögerte, griff man preußischerseits die Variante auf, von Angermünde abzweigend über Pasewalk nach Stralsund zu bauen. Zur gleichen Zeit drängten Kaufleute und Kommunalpolitiker in Stettin auf die Eisenbahnverbindung nach Hamburg. Im Jahre 1863 wurde der Bau der Strecke Angermünde–Stralsund abgeschlossen und mit der Betriebseröffnung auch die Verbindung Stettin–Pasewalk eingeweiht.

Die Friedrich-Franz-Bahn verlängerte ihre Strecke um den Abschnitt Neubrandenburg–preuß. Staatsgrenze bei Strasburg, wo man schon alles auf den durchgehenden Eisenbahnbetrieb bis Pasewalk vorbereitet hatte. Betriebseröffnung: 1. 1. 1867. Während der Arbeit an dieser Strecke drängten Stettin und die preuß. Regierung auf die beiden mecklenburgischen Großherzogtümer, nun doch endlich der deutschen Zollunion beizutreten, was dann ja auch 1868 der Fall war.

Mecklenburg Strelitz hatte nun eine 40 km lange Eisenbahn, die jedoch der „Großherzoglichen Mecklenburgischen Friedrich-Franz-Eisenbahn“ in Schwerin als Bestandteil der Strecke Güstrow–preuß. Staatsgrenze bei Strasburg gehörte. In Neustrelitz hoffte man immer noch auf die Realisierung der Strecke Berlin–Neustrelitz–Stralsund.

Eine gewisse Rivalität zwischen den Städten Neustrelitz und Neubrandenburg, die sich auch später in den verschiedensten Bereichen äußerte, war damals zu erkennen, als es um die Festlegung der Trassenführung zwischen Neustrelitz und Stralsund ging. Neustrelitzer Kommunalpolitiker setzten sich für den Ort Mölln als Kreuzungspunkt zwischen der Friedrich-Franz-Bahn und der Nordbahn (so nannte man später die Verbindung

Berlin–Neustrelitz–Stralsund) ein. Erstens sei der Weg von Neustrelitz über Mölln nach Hamburg kürzer und zweitens habe Neubrandenburg ja ohnehin seine Bahn.

Gerechterweise muß man zu diesem Mölln-Vorschlag aus Neustrelitz sagen, daß die Planung des Streckenverlaufs östlich des Tollense-Sees wegen der schwierigen topographischen Bedingungen äußerst kompliziert war. Dies kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß die Bahnentfernung von Neustrelitz nach Neubrandenburg mit 36 km elf Kilometer länger ist als die Chausseelänge.

Die Fertigstellung der Nordbahn verzögerte sich bis zum Jahre 1877. Sehr oft kam es zu Unterbrechungen aus verschiedenen Gründen. Meistens fehlte Geld, aber auch Havarien, z. B. Brückeneinstürze und Dammrutsche, beeinträchtigten den Bauablauf. Die Einweihungsfeier wurde mehrfach verschoben. Am 10. 7. 1877 fand dann das Jubelfest aus Anlaß der Eröffnung der Eisenbahnlinie Berlin–Neustrelitz–Stralsund statt. Zu allem Überfluß hat es an diesem Tag geregnet. Das letzte Teilstück der Strecke bis Stralsund wurde am 1. 1. 1878 fertig.

Am Bau der Nordbahn hatte sich das Großherzogtum Mecklenburg Strelitz finanziell beteiligt und nichts unversucht gelassen, das Projekt zur Ausführung und zum Abschluß zu bringen. Besonders die Stadt Neustrelitz tat sich dabei hervor. Die Bahn befand sich im Besitz einer Berliner Gesellschaft.

Nach der Inbetriebnahme der Nordbahn entstanden auf dem Territorium von Mecklenburg Strelitz im Jahre 1884 die Stichbahn von Neubrandenburg nach Friedland und ein Jahr später die Verbindung Parchim–Waren/M–Neubrandenburg. Die durch die Eisenbahngeschichte zunächst bevorzugte Position der Stadt Neubrandenburg nahm mit dem Bau der wichtigen Verbindung von Berlin nach Rostock ein Ende. Diese Eisenbahnlinie wurde am 1. 7. 1886 eröffnet. Die den Bau in Auftrag gegebene Eisenbahngesellschaft nannte sich „Deutsch-Nordischer Lloyd“. Von nun an begann der Eisenbahnknoten Neustrelitz zu entstehen, dessen Bedeutung sich bis in die Gegenwart erhalten hat.

Jetzt traten auch die kleineren Städte Mecklenburg Strelitz' auf den Plan. Mirow, Wesenberg, Feldberg und Woldegk wollten auch den Anschluß an das Eisenbahnnetz haben. Ein Wesenberger Bürgermeister namens Huga Berg erwarb sich bei der Entwicklung von Eisenbahnen in dieser Region bleibende Verdienste. Er war der Vorkämpfer für den Bau der Eisenbahnstrecken von Mirow/Buschhof nach Neustrelitz (Inbetriebnahme 1890) und von Blankensee–Woldegk–Strasburg (1893). Die vom Großherzog sehr unterstützte Gesellschaft gab sich den Namen „Mecklenburgische Friedrich-Wilhelm-Eisenbahn“ (MFWE). Sie vergrößerte sich 1907 um den Abschnitt Blankensee–Neustrelitz und baute sich in der Residenzstadt neben der Staatsbahn einen eigenen Bahnhof. Feldberg erhielt als letzte Stadt im Strelitzer Land im Jahre 1910 Bahnanschluß.

Die MFWE war eine „echte“ Strelitzer Eisenbahn. Ihr Netz wurde 1922 durch die Militärbahn Mirow–Rechlin und 1927 durch die Neustrelitzer Hafenbahn vervollständigt.

Die Folgen des Krieges 1939–1945 führten zum Abbau des zweiten Gleises von Berlin bis Neustrelitz, der Strecken Neustrelitz–Rostock und Thurow–Blankensee–Woldegk–Strasburg. Während das zweite Gleis mit gleichzeitiger Verbesserung der Trassenführung und die Strecke Neustrelitz–Rostock nach modernen Gesichtspunkten wiederaufgebaut wurden, blieb die Verbindung Strasburg–Thurow unberücksichtigt. Sie hat wohl kaum eine Chance, in absehbarer Zeit neu entstehen zu können. Angesichts des immer größer werdenden Anteils des Straßenverkehrs sind die Aussichten für den Fortbestand der Strecken Neubrandenburg–Friedland, Neustrelitz–Feldberg und Mirow–Rechlin nicht gut.

Ansonsten sind die bestehenden Strecken auf dem Territorium des früheren Mecklenburg Strelitz in einem technisch guten Zustand. Der größte Teil ist elektrifiziert, bzw. befindet sich in Vorbereitung auf den elektrischen Zugbetrieb. Alle Strecken haben eins gemeinsam: sie könnten viel mehr leisten als das gegenwärtig der Fall ist. Vor allem im Güterverkehr, aber auch im Personenverkehr sind die Potenzen bei weitem nicht ausgeschöpft.

Eine wahre und vergnügliche Reise von 1993 zurück nach 1924 bis 1935 zum Ziel- und Tatort Neustrelitz

(Auszug aus den Erinnerungen von Klaus Lange)

Ich war kein Musterschüler; wer das erwartet, kann hier aufhören weiterzulesen.

Ende der Einleitung!

Berlin 1922, noch herrschte Inflation. Mein Vater hatte als Rechtsanwalt keine Zulassung zum Gericht bekommen, denn alle Pfründen vom Staatsanwalt über Richter und Anwälte waren in fester Hand. So hatte er vorübergehend eine Sachbearbeiterstelle bei der Reichstreuhandgesellschaft für Zucker angenommen und von dort aus die Übernahme als Beamter in den Staatsdienst beantragt. Im Herbst 1923 kam die Bestallung zum Regierungsrat am Finanzamt Neustrelitz; die Urkunde war von dem damaligen Finanzminister Hilferding persönlich unterschrieben und lag zwischen alten Gesetzbüchern in einem Regal in unserer Neustrelitzer Wohnung bis 1945, von wo sie „vielleicht der Russe nach Moskau mitgenommen hat? Zunächst einmal wurde die Stadt Neustrelitz im Schulatlas gesucht und ca. 100 Kilometer nördlich von Berlin ausgemacht. Also etwa auf der Hälfte der Strecke nach Rügen, das wir beiden ältesten Brüder mit Vater 1921 und 1922 umwandert hatten. Keiner unserer Bekannten hatte sich je in diese Gegend verirrt, denn wenn schon, so fuhren die Berliner an die Ostsee, um zu baden. Auch unser Namensonkel Professor Kasch, ein Relikt aus seiner Marburger Studentenzzeit, während der er bei unserer Großmutter und ihren beiden Töchtern gewohnt hatte, konnte nicht helfen; er unterrichtete an einem Berliner Gymnasium Deutsch, Geschichte und Erdkunde. Man kutschierte halt damals noch nicht am Wochenende einige hundert Kilometer durch die Umgebung, denn man war ja noch nicht motorisiert wie heute im Zeitalter der Vollmotorisierung.

Onkel Kasch, immer noch Junggeselle, redete aber meiner Mutter ins Gewissen: „Annchen, Du kommst aus Berlin in eine Klein- und sogar Residenzstadt, wo einer den anderen kennt und wo es von Beamten nur so wimmelt. Du mußt Deine Garderobe verbessern und vor allem müssen Deine Kinder endlich getauft werden, sonst gibt es Schwierigkeiten und Ärger“.

So setzte sich meine Mutter für zwei oder drei Wochen an die gute alte SINGER-Nähmaschine und ratterte oft bis in die Nacht hinein drauf rum, um neue Kleider und als Kernstück drei weiße Matrosenanzüge mit kurzen Hosen für ihren unterschiedlich großen Nahwuchs hervorzuzaubern; Hellmut war zwölf, ich acht und Walter vier Jahre alt. Es eilte, denn die Familie hoffte auf einen Umzug noch vor Ostern 1924.

Die Taufe zu dritt fand im Februar in St. Johannis in der Ritterstraße statt. Finanziell herrschte totale Ebbe, weshalb Onkel Kasch als Gesamtpate einsprang und gern und willig zwanzig Reichsmark dem Pastor in die Hand drückte. Anschließend kaufte er beim Bäcker einen Berg Kuchen und eine große Schüssel Schlagsahne, und das war für mich eigentlich das beste, was mir von der Taufe in Erinnerung geblieben ist.

Der Herr Papa war inzwischen nach Neustrelitz gereist, um das Terrain zu sondieren, sich bei dem Amtsleiter, Herrn von Schleinitz, im Finanzamt vorzustellen und um nach einer Wohnung Ausschau zu halten. In der Seestraße Nr. 30, im ersten Stock, sollte eine solche nach Ostern freiwerden. Das Haus gehörte dem Brauereibesitzer Behrends und die Brauerei als solche war wohl auch damals noch in Betrieb, jedenfalls roch der ganze Hof stark süffig!

Aber vorerst hatte mein Vater im Hotel Mecklenburger Hof in der Schloßstraße Quartier bezogen, und Hellmut und ich folgten nach der Abmeldung in den Berliner Schulen

Anfang der Osterferien nach. Einzig gute Erinnerung blieb eine verklebte Tüte Bonbons auf dem Fensterbrett dieser Kammer, dann zog der Verein um in zwei Zimmer bei Eisen-Wagner am Markt mit Blick auf den Platz und in den oberen Teil der Seestraße.

Als wir abends in Neustrelitz angekommen waren, entfuhr Hellmut und mir fast zur gleichen Zeit die Feststellung: „Mensch, ist det duster hier“. Der Unterschied zwischen dem durchasphaltierten und voll elektrifizierten Berlin und dem Kopfsteinpflaster und den Gaslaternen unserer neuen Umgebung war gewaltig. Kein Verkehr, kein Omnibus, keine quietschende Straßenbahn, kaum Menschen auf der Straße und vereinzelt nur mal ein Ladengeschäft. Noch war Neustrelitz nachts durch Gaslaternen beleuchtet, die bei einsetzender Dämmerung von Hand gezündet werden mußten, deren lieblicher Schein aber durch die Bäume zum Beispiel in der Augustastraße fast erstickt wurde.

Das also war unser Einzug ins gelobte Neustrelitz!

Außer unseren Matrosenanzügen hatten wir Jungens noch keine schulfähigen Bekleidungsstücke vorzuweisen, und da unser Herr Papa glaubte, er müsse seinen Nachwuchs „standesgemäß“ anziehen, schickte er mich in das damals dicht am Markt in der Glambeker Straße gelegene Bekleidungsgeschäft Dörschner, allwo man mich einkleiden sollte. Vielleicht hatte man es besonders gut gemeint oder man war froh, gewisse Ladenhüter loszuwerden, jedenfalls verpaßte man mir dort eine hellgraue kurze Lederhose mit den dazugehörenden Trachten-Hosenträgern, die mit Edelweiß verziert waren, ferner ein blütenweißes Hemd mit einem halbsteifen weißen und breiten Kragen, und schließlich darüber eine hellblaue Tiroler-Jacke mit Hirschhornknöpfen, Auf den Kopf kam ein Strohhütchen mit Feder und die Beine steckten in Kniestrümpfen mit hohen Schuhen. Fertig war der Gebirgsler! In Neustrelitz! Eigentlich kam ich mir auch recht stolz vor, denn das Zeugs war ja ganz neu, also kein vom Bruder abgelegtes gutes Stück, wie das ja in all den Jahren vorher gang und gäbe war. Meine Sachen erbt dann schließlich der noch jüngere „kleine“ Walter, soweit die Löcher dies zuließen.

Die Osterferien waren vorbei, und der Ernst des Lebens sollte weitergehen. Bruder Hellmut kam in die Untertertia, die damals noch im ganz alten Gymnasium in der Tiergartenstraße untergebracht war. Gleich nebenan sollte ich in der Bürgerschule das dritte Schuljahr beginnen. Natürlich im besten Aufzug, wie mein Vater es sich vorgestellt hatte, also in der Tiroler Montur. Und da er selbst in den Dienst startete und ich den Weg zur Schule schon studiert hatte, traf ich dort pünktlich ein und meldete mich bei der Schulleitung. Nach Erledigung aller Anmeldeformalitäten brachte mich der Schuldiener vor ein Klassenzimmer, aus dem scharfe und markante Worte tönnten; dann verdrückte sich der brave Mann.

Mutig klopfte ich an und auf das befehlende „Herein“ drückte ich die etwas schwere Tür auf, wobei mir die unter den Arm geklemmte Aluminium-Stullenbüchse wegrutschte und als erstes in das Klassenzimmer schnellte, wobei auch noch die geschmierten Stullen sich ausbreiteten.

Das Gebrüll und Geschrei, das jetzt einsetzte, war wie das Toben eines Orkans; so ca. 40 junge Kehlen wurden noch durch das Trampeln mit Holzpantinen ergänzt, und vor mir stand Köster Schröder und lachte wohl Tränen, wobei er sich mit seinem Rohrstock die Hosenbeine peitschte. Man stelle sich diese Komik vor!

Hätte man ein aufgeputztes Zirkuspferd plötzlich in die Klasse gebracht, so hätte der Tumult nicht größer sein können!

Da stand ich nun und wurde belacht und bestaunt; Köster Schröder betrachtete mich auch mit so mitleidigem Lachen, bis er schließlich meinte, ich solle mich man so da vorne in die Bank setzen und meinen schönen Hut abnehmen. Die Unterrichtsstunde war geliefert, und es gab für die ganze Meute hinter mir nur einen Blickpunkt: der Neue. Was Köster Schröder dann noch zu seiner Mannschaft sagte, habe ich nicht verstanden. Hier in

der Schule wurde alles auf Mecklenburger Platt unterrichtet, ganz egal ob Deutsch, Rechnen, Religion oder sonstwas. Der Köster meinte dann auch von Stunde zu Stunde oder danach zu mir: „Na, Berliner, häßt woll nix verstan?“ Und ich schüttelte jeweils zustimmend den Kopf und sagte „nee“. In all den ersten Tagen tanzte die Belegschaft nicht nur „meiner“ Klasse um mich rum und schrie im Chor „Berliner, Stettiner, wat maken de Höhner wat maken de Ossen, kumm, woll'n wi boxen?“. Die Pausen waren für mich wenig erbaulich! Zweidrittel aller Bürgerschüler waren mehr oder weniger in grau, grün, oliv oder eine anderen dunklere Farbe bekleidet, und die meisten kamen in Holzpantinen, denn Schuhzeug war teuer. Entsprechend war das Klappern die Begleitmusik zum Unterricht und erst recht in den Pausen. Die Lehrerschaft machte sich nichts draus.

Die Tiroler Ausstaffierung landete sehr schnell in unserer Requisitenkammer, wenn man den Grund eines Kleiderschranks so nennen will, aber die Lederhose blieb und wurde so eine Art Berufskleidung. Auch die Umgebung gewöhnte sich dran, und ich glaubte manchmal, Neid erkennen zu können.

So plätscherte dieses Ausbildungsjahr, das dritte meiner Grundschulbildung, dahin, hatte aber doch soviel bewirkt, daß sich meine Ohren an die Eigentümlichkeit des Mecklenburger Idioms gewöhnt hatten; später komme ich drauf noch zurück.

Pfingsten, und wieder mal Ferien nahten heran. Die Wohnung in der Seestraße 30 war geräumt und frisch hergerichtet, was damals mit neuen Tapeten, die mit Roggenmehl angeklebt wurden, bewerkstelligt wurde; wir konnten also den Umzug von Berlin in Gang setzen. So fanden wir uns dort mit dem Troß der Familie wieder vereinigt, und die Packerei begann. In der Kommandantenstraße, in der wir seit 1919 gewohnt hatten, hatte mein Vater seine künstlerischen Begabungen ob der sehr großen Wohnung so richtig austoben können. Neben mehreren großen Ölgemälden hatte er auch in Anbindung an die französischen Bildhauer das Modellieren angefangen.

Wochenlang schleppte er in seiner dienstfreien Zeit Gips-Säcke in sein Arbeitszimmer, das sehr geräumig und mit zwei Erkern versehen war. In einem dieser Erker entstand aus Gips und Wasser Donna „HULDA“, wie sie von meiner Großmutter getauft wurde. Zwar hatte Vater alte Säcke und Tapeten untergelegt, aber im Laufe der Wochen bereitete sich der Gips auf den Fußböden der ganzen Wohnung als Abdruck der Schuhsohlen und als Staub auf allen Möbeln aus. Großmutter fegte und wischte, und ihr Zorn steigerte sich zum blinden Haß gegen „Hulda“ und ihren Erzeuger. Dagegen wuchs Vaters Stolz mit fortschreitendem Werk, und er schleppte jeden Besucher als erstes vor sein Kunstwerk. Inzwischen hatte „Hulda“ schon das stattliche Gewicht von drei Zentnern erreicht, war aber noch nicht ganz fertig.

Der Möbelwagen parkte in der damals schon verkehrsreichen Straße vor der Haustür, und der Umzug begann. Erst die großen und teils sehr schweren Möbel, denn damals war ja alles noch aus Massivholz, dann der vielseitige Hausrat und schließlich „Hulda“, damit ihr ja nichts passiert. Unsere Wohnung lag im dritten Stock in einem mit Stuck verzierten mächtigen Wohnblock aus dem vergangenen Jahrhundert, und die Treppe mit flachen Stufen aus Stein war gewandelt. Ein Möbelträger, der vorher schon das Klavier mit runtergetragen hatte, unterschied sich von seinen Kollegen durch seinen Umfang und schien vorwiegend aus Fett und Muskeln zu bestehen. Er also stellte sich rückwärts vor „Hulda“ und sagte „Hebt mir mal det Mädchen uffn Ast“. Er entschwand mit Hulda treppabwärts! Bis vor den Möbelwagenanhänger. Wie bei jedem Umzug hatte sich schon eine Schar Schaulustiger eingefunden, die nun Zeuge wurde, wie – sagen wir mal EDE zum Berliner Möbelträgerspezialisten – wie also EDE den Sockel von Hulda sanft auf die Ladeflächenkante aufsetzte und den Kollegen fragte „haste se fest?“, und der mag wohl ja gesagt haben, jedenfalls ging EDE weg und – Hulda klatschte bäuchlings aufs Pflaster! In viele Einzelteile Huldas Kopf rollte direkt vor die Straßenbahn, die gerade heranfuhr, und da lagen nun die atomisierten Gedankensplitter aus Gips fern von den Körpereinzelnheiten auf den

Glaisen herum. Mein Vater weinte! Großmutter nicht; Mutter war froh, wir Jungens hatten ein Happening, wie man heute sagt. Die Schaulustigen lachten laut, hatte sich ihr Ausharren doch gelohnt.

„Hulda“ hat Neustrelitz nie erleben können.

Die Schule hatte wieder angefangen, aber es schien so, als ob man auf meine Person keine weitere Rücksicht zu nehmen brauchte; man sprach weiter Plattdeutsch, und ich verstand es immer noch nicht. Dafür hatten mein Bruder Hellmut und ich nach dem Unterricht jede Gelegenheit wahrgenommen, die neue Umgebung und ihre Mitmenschen unter die Lupe zu nehmen. Am engsten auf der Pelle saß uns der Hofkötter des Herrn Behrends, ein scheußliches Vieh, der Abstammung nach so eine Art Dobermann aus dem Chauseegraben. Wollten wir mal nur so nachgucken, was da noch aus den Spundlöchern herauslaufen konnte, war schon dieses Scheusal hinter uns her, gefolgt von seinem Herrchen, das wüste Drohungen ausstieß. Wir rächten uns entsprechend, indem wir mit unserem Luftgewehr Kartoffelscheiben auf den Köter und die nackten Waden des sechsjährigen Behrends-Söhnchens vom Fenster aus verschossen, was uns wiederholt den Besuch eines Gendarmen bescherte. Bruder Walterchen hatte sich auch einmal dieses Gewehr gegriffen und im Anschlag gehalten, als Hellmut aus der Schule kam, mit den Worten „soll ich Dich mal totschießen?“, drückte ab, und Hellmut hatte den diesmal im Lauf befindlichen Bolzen zwei Zentimeter über dem Auge im Kopf.

Großmutter entfernte ihn mit der Kneifzange und den Worten wie stets „stell dich nicht so an“.

Im Nebenhaus waren drei Brüder Schmidt im parallelen Alter zu uns. Mit denen und weiteren neuen Freunden aus der Seestraße spielten wir mit einem Lederball sogenannten Treibball, vorwiegend abends. Vom besten Werfer, der einen Partei geworfen, wurde der Ball von der Gegenpartei entweder gefangen, die dann vorlaufen konnte oder er fiel aufs Pflaster, dann ging es zurück – usw. Daß dabei manche Fensterscheibe zu schwach geboren war, versteht sich, und so wollte man uns oftmals was in die Schuhe schieben, wovon wir „ja gar nichts wußten“?. Schuld war in jedem Falle das Kopfsteinpflaster, das den Ball unkontrolliert abspringen ließ.

Wir besaßen auch ein Fahrrad, genauer gesagt, eine Antiquität, die schon mehrfach geschweißt war. Auf ihm – oder ihr, denn es war ja ein Damenrad – hatten wir in Berlin auf Asphalt fahren gelernt und zwar ohne Decken und Schläuche, denn die gab es damals in der Inflation nicht. Jetzt aber war das Rad beschlaucht und bedeckt, und so erkundeten wir allmählich die mittlere Umgebung und das Stadttinnere. Hellmut fuhr und ich saß meistens auf der Lenkstange. Fahren mußte man in der Stadt im sogenannten Rinnstein, denn auf dem Kopfsteinpflaster ging das wirklich nicht. Alle Straßen wurden abgeklappert, nur die Tiergartenstraße in Nähe der Schulen wurde gemieden.

Von der Seestraße aus zog es natürlich am meisten in Richtung Zierker See, Weiße Brücke mit dem dort liegenden Floßholz, mit dem das Sägewerk gespeist wurde. Weiter eine Runde durch die Gärten vor bzw. fast immer an der Schloßgärtnerei mit dem hohen und mit Stacheldraht bewehrten Zaun entlang, wo wir später immer erst erkunden mußten, ob unser verehrter Studienrat Sterley auch nicht grad seine Erdbeeren beim Wachsen beobachtete (aber das später!); dann Kuhdrift bis zum Bullenstall und Kammerkanalbrücke, zurück durch die Schloßkoppel, Kastanienallee oder Parkstraße mit gedanklichem Gruß an die liebe Großherzogin (auch erst später), Schloßhof und durch den Tiergarten zurück, oft auch durch die Drehtür, die heute zugeschweißt ist (leider). Nur im Schloßgarten und der unteren Schloßkoppel mußte man sehr aufpassen, daß man nicht „Panner Maas“ (im Schloßgarten) oder „Panner Meltz“ (in der Koppel) ins Gesichtsfeld oder seinen Krückstockbereich geriet, denn insbesondere Panner Meltz (oder Metz?) war unheimlich flink und konnte seinen Krückstock wie einen Bumerang werfen, wenn man durch die Koppel etwa mit dem Fahrrad den Hauptweg benutzte oder Kastanien mit Knüppeln vom

Baum holte. Auch das alte Borkenhäuschen, wo wir uns später oft mit Freunden(innen) trafen, stand unter seiner Aufsicht. Wer es nicht weiß: Panner bedeutet soviel wie Wächter, und dazu hatte man damals ehemalige Unteroffiziere, Feldwebel usw. aus dem ersten Weltkrieg von der Gemeinde aus eingestellt.

Da damals außer dem Wannsee in Berlin wenig Gelegenheit bestand, schwimmen zu lernen, war ich also schon mit acht Jahren längst überfällig, und meine Mutter lehrte mich in der Zierker Badeanstalt (die stand damals hinter dem achteckigen Badehaus), wie man über Wasser bleibt. Damals war das Wasser des Sees auch schon so undurchsichtig wie heute, weil kein richtiger Zufluß existiert.

Wenn Neustrelitz auch keine Straßenbahn oder U-Bahn und keinen entsprechenden großstädtischen Verkehr zu bieten hatte, so hatten wir es schnell liebgewonnen. Es bot die Freiheit, die man in der Jugend braucht, um sich austoben zu können. Und die Umgebung mit ihrer natürlichen Schönheit, mit den Wäldern, Hügeln und Seen, mit der Fauna und Flora entschädigten sehr schnell für all das, was wir zunächst glaubten, entbehren zu müssen. Diese Liebe zu Neustrelitz besteht noch heute!

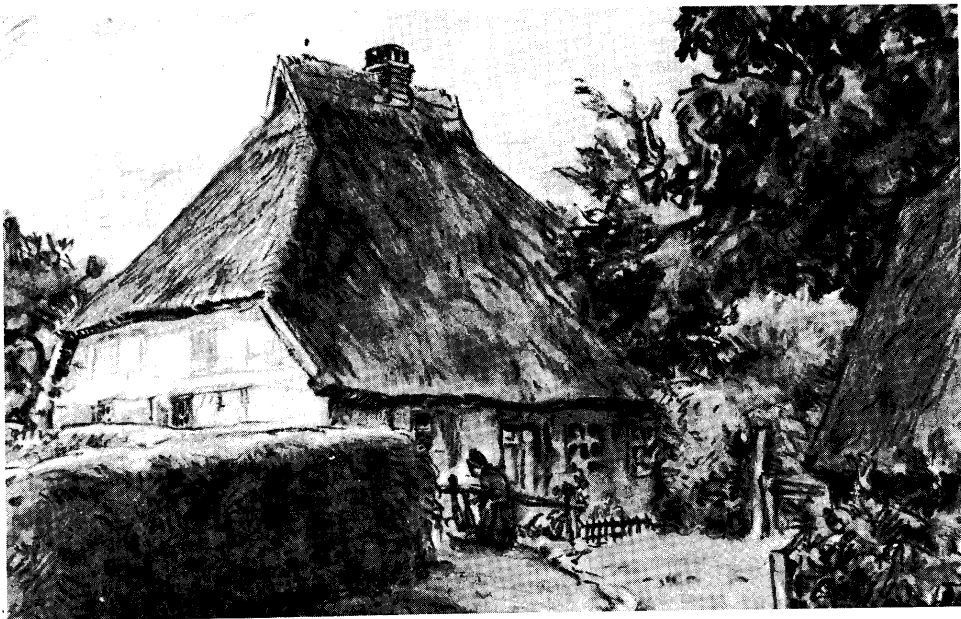
Walter-Gotsmann-Ausstellung!

„Bilder vom Fischland/Darß“

Auf Initiative des Gotsmann-Schülers Heinz Wegner und seines Freundes Gert Karach/Born wurde diese Ausstellung im Juli/August in Born und Wieck/Darß ermöglicht.

Auf Grund ihrer nachhaltigen Wirkung soll sie von Mitte Mai bis Ende Juni in der Seemannskirche in Prerow/Darß gezeigt werden, die ein ganz besonderes Kleinod und damit als touristischer Anziehungspunkt bekannt ist.

Initiator: Pastor Schneidereit-Prerow



Walter Gotsmann – Altes Gehöft auf dem Darß

Caroliner-Treffen

Mecklenburg-Strelitzer Landeszeitung berichtete

4. September 1993

Gestern für Caroliner- Altschülerschaft und Förderverein

Erste gemeinsame Begegnung

Neustrelitz (EB/mm). Zu einer ersten gemeinsamen Versammlung trafen sich am gestrigen späten Nachmittag in der Neustrelitzer Orangerie Vertreter der Altschülerschaft des Gymnasiums Carolinum mit Mitgliedern des Fördervereins Carolinum e. V.

Landrat Michael Körner (SPD), Vorsitzender des Fördervereins, bezeichnete die Zusammenkunft als historisches Moment und betonte ausdrücklich, daß sich der Förderverein nicht als Konkurrent zur Altschülerschaft verstehe. „Unser vorrangiges Ziel ist die bauliche Wiedereinrichtung des Carolinums am Glambecker See, die finanzielle Begleitung und die beratende Tätigkeit“, betonte Körner.

Der Landrat würdigte die durch die Alt-Schülerschaft über Jahrzehnte praktizierte Traditionspflege, die den Carolinum-Gedanken am Leben erhalten habe.

Sein spezieller Dank galt dem Schatzmeister Günther Jonas und dem 4. Vorsitzenden Adolf-Friedrich Wagner.

Zufrieden

Dieser zeigte sich unserer Zeitung gegenüber mit dem Verlauf des gestrigen Nachmittags zufrieden. „Wir wollen am gleichen Strang ziehen und benötigen dafür unbedingt mehr Öffentlichkeit“, betonte Wagner. Außerdem gelte es, innerhalb der Altschülerschaft zu prüfen, wo noch Verbindungen zu möglichen Finanzie-

rungsquellen für den Wiederaufbau des Carolinums existieren.

Heute treffen sich Altschülerschaft, Mitglieder des Fördervereins und ehemalige Abiturienten um 11.30 Uhr zu einer Besichtigung des Carolinums am Glambecker See. Vom Architekten für das bis vor kurzem von den WGT-Streitkräften genutzte Haus, Helfried Blühdorn, werden kurze Ausführungen zum baulichen Zustand des Hauses erwartet.

Am Abend treffen sich ehemalige Caroliner und Abiturienten der einstigen Erweiterten Oberschule zu einem geselligen Beisammensein in der Orangerie. Bis gestern abend hatten sich mehr als 100 Männer und Frauen in die Listen eingeschrieben. Weitere Gäste werden heute noch erwartet.

Für ehemalige Abiturienten in Zukunft vorstellbar

Carolinum für Europa

*Von unserer Redaktionsmitglied
Marites Steffen*

Neustrelitz. Frauen und Männer mehrerer Generationen gaben sich am Wochenende in der Neustrelitzer Orangerie im wahrsten Sinne des Wortes die Klinke in die Hand. Der Anlaß ihres Zusammentreffens war das gemeinsame Ziel, das altherwürdige Carolinum wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Mit einigen der „Ehemaligen“ kam LaZ-Redakteurin Marlies Stef-fen über ihre Erfahrungen mit der Schulzeit und ihre Hoffnungen auf das neue Carolinum ins Gespräch.

Als technische Lehrerin arbeitete Käthe Kuhn zwar nicht am Carolinum, aber am damaligen Lyzeum. Die heute 84jährige geborene Stür-nemann ist „unsere Teuerste“, wie sie Altschülerchafts-Schatzmeister Günther Jonas bezeichnet. Sie hat nach 1945 als erste damalige Caroli-ner zusammengeholt und in Ratze-burg ein Treffen veranstaltet. Damit fing eigentlich die Traditionspflege an. Nach ihrer Zeit in Neustrelitz anfragt, meint sie, mit Blick auf die

Jahre zwischen 33 und 45 daß sie „1000 Jahre in Neustrelitz“ war. „Weggegangen bin ich wegen der Russen und weil ich zu meinem Mann nach Ratzeburg wollte.“ Vor allem Sport hat „Sünni“ unterrich-tet. „Meine Mädels sind schon da-mals 4. 70 weit gesprungen und ha-ben den Schlagball 50 Meter weit geworfen,“ erzählt sie. Was den Zu-stand des Carolinums angeht, „bin ich natürlich erschüttert, obwohl wir ja alle wußten, was los war.“ Das Schwierigste, befürchtet die alte Da-me, wird das Geld sein. Auch bei uns wird es irgendwann alle, gibt sie zu bedenken.

Fasziniert von Idee

Fasziniert von der Idee, das Caro-linum wieder einzurichten, ist Dr. Wolfgang Steininger. Für den heuti-gen Schulpsychologen aus Berlin vom Abiturjahrgang 1976 schwingt dabei immer noch eine Menge Lo-kalpatriotismus mit. „Wenn das Projekt wahr wird, könnte es eine Art Austerschule in der Schulland-schaft werden, aber man darf dabei auch nicht die anderen Gymnasien

vergessen“ sagt Steininger. Wichtig ist dem Wahlberliner, der auch gern wieder in Neustrelitz arbeiten wür-de, daß der Förderverein noch viel transparenter wird und noch mehr Mitglieder bekommt.

Für Bildungsgedanken

„Es müssen auch Leute sein, die sich dem Bildungsgedanken verbun-den fühlen“, meint Wolfgang Stei-ninger. Schließlich spinnt er den Fa-nden auch weiter. „Warum sollte das Carolinum nicht ein für Europa offe-nes werden? Mit einem solchen Kon-zept könnte man auch wieder andere Fördertöpfe anzapfen.“

An Traditionen knüpfen auch die Abiturienten aus dem Jahrgang 1963 an. Sie treffen sich alle fünf Jahre in ihrem Kreis. „Alle 18 sind noch da-bei“, meint der Neustrelitzer „Karli“ Heitmann. Er kannte das Carolinum immer nur als Russenkrankenhaus. „Von den Carolinern wußten wir früher nur, daß sie ihre Treffen in Marburg veranstalteten.“ Hinter die Idee von der Wiedereinrichtung des Carolinums stehen wir, das ist doch ganz klar“, meint Karli Heitmann.

Erinnerung und Vorfrende

Neustrelitz. „Weißt Du noch damals, als der Molly Schernau plötzlich mitten im Unterricht in der oberen Etage von draußen ins Klassenzimmer schaute. Er war doch als Fasendankletterer bekannt. Und die beiden Burschen, die sich im Klassenschränk versteckten und von dort mit Krampen auf den Lehrer schossen, erinnerst Du dich noch an sie?“

Nicht nur in dem Neustrelitzer Eberhard Koeltz wurde am Sonnabend vormittag Erinnerungen an längst vergangene Schultage und Lausbubenstreiche wach, als das altherwürdige Carolinum gemeinsam von Mitgliedern der Altschülerschaft und des Fördervereins sowie von vielen anderen Interessenten besichtigt wurde.

Wenig Romantik

Der Rundgang durch das jetzt freigezogene Haus allerdings hatte mit Romantik wenig zu tun. Wenn auch viele Originaldetails wie Stuckdecken, Treppengeländer und Türgriffe noch erhalten sind, der Zahn der Zeit und offensichtlich nicht gerade sorgsamer Umgang haben das siebzig Jahre alte Gebäude marode gemacht. Der Fußboden wellt sich

an vielen Stellen, Pfützen finden sich auf dem Boden wieder, das Dach bietet teilweise einen „direkten Draht zum Himmel“, Gerümpel und viel, viel Taubendreck bedecken die Flächen unter dem Dach.

Eine noch anzufertigende Bauzustandanalyse soll jetzt Aufschluß über das wirkliche Ausmaß an notwendigen Sanierungsarbeiten geben. Dann wisse man auch genau, wie teuer die Wiederherstellung der traditionsreichen Räume wird.

Der zuständige Architekt für das Carolinum, Helfried Blühdorn, kündigte das am Sonnabend an.

Mit dem Haus am Glambecker See verbinden auch ihn ganz persönliche Erinnerungen. „Mein Großvater, Dr. Roderich Huststedt, hat damals als Kultusminister von Mecklenburg-Strelitz den Neubau trotz aller finanzieller Probleme, die es auch zu dieser Zeit gab, durchgesetzt und hat das Haus in der Aula, in der auch wir standen, eröffnet“, erzählt Blühdorn. Sogar alte Bilder vom ersten Spatenstich existierten noch, berichtet er weiter. Der Architekt ist froh darüber, daß die alten Pläne für das Haus im Karbe-Wagner-Archiv noch vorhanden sind.

Vier Geldtöpfe

Landrat Michael Körner (SPD) betonte am Sonnabend noch einmal, daß für die Finanzierung des gewaltigen Vorhabens aus mindestens vier Töpfen des Landes Geld fließen sollte. Aber, so Körner auch, „über Spenden sind wir froh“, und, so fügte er hinzu, alle ehemaligen Caroliner sollten ihre Kontakte zur Öffentlichkeit bundesweit für die Publikation des Projektes nutzen.

Einen genauen Zeitraum zur offiziellen Eröffnung vermochte am Sonnabend kaum jemand zu nennen. Das Datum 12. April 1995, von Schulleiter Georg Drauschke als Wunschdatum benannt, wurde allgemein als nicht zu halten bezeichnet.

Das Carolinum war praktisch seit September 1939 nicht mehr als Schule genutzt. Sofort zu Beginn des zweiten Weltkrieges wurde es zum Lazarett umfunktioniert. Nach dem Krieg nutzten es die in Neustrelitz stationierten russischen Streitkräfte. Wenn auch diese Spuren unverkennbar sind, sie konnten am Sonnabend die Vorfrende darauf, daß die ehemalige Stätte des Geistes bald wieder eine wird, nicht trüben.

Das Gymnasium Carolinum informiert aus dem Schulbetrieb

Rede zur Abiturfeier am 25. Juni 1993

gehalten von Georg Drauschke, Schulleiter des Carolinum

Liebe Abiturientinnen, liebe Abiturienten!

Liebe Eltern!

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Verehrte Gäste!

Marathonläufer, so hört man, legen im allgemeinen die letzten Meter bis zum Ziel locker, mit inzwischen entkrampften Muskeln und wie im Rausch zurück. Ihnen, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, dürfte es auf den letzten Metern dieses Schulmarathons spätestens seit den letzten Wochen ähnlich ergangen sein.

Und doch – bei aller Gelöstheit und Zufriedenheit über den Erfolg – die Strapazen sind nicht vergessen. Vergessen ist auch nicht, daß mancher Weggefährte vor dem Ziel aufgeben mußte.

Besonders ärgerlich ist für manchen, daß kurz vor dem Ziel noch einmal eine richtige Hürde in die Strecke eingebaut war. Als sollten Marathonläufer zwei Kilometer vor dem Ziel eine Steilwand erklimmen – so kamen vielen von Ihnen die Prüfungen in den Abiturfächern vor. Ist das fair? So kann man in der Tat fragen. Diese Frage ist nicht die Frage nach dem grundsätzlichen Sinn der Überprüfung von Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern die Frage danach, ob punktuelle Prüfungen wie die Abiturprüfung bei der es auf die berühmte Tagesform und das Zusammentreffen einer einzelnen Aufgabe und einer besonderen Situation ankommt, sinnvoll sind und welche Funktion sie haben.

Zweifel an derartigen Prüfungen haben – vor Ihnen und vor mir – schon andere geäußert. Thomas Mann sprach zum Beispiel vom Abitur als einer tagelangen Schraubmarter, die inhuman sachlich schädlich und ausgemacht entbehrlich sei und die nur aus Mangel an Sympathie gegenüber der Jugend verteidigt werde.

Ich zitiere eine Rechtfertigung des Abiturs durch die Kultusministerien der Länder:

„Für den Schüler sollte die Prüfung eine Probe sein können, die unter ungewohnten Bedingungen und unter besonderen Anforderungen zu bestehen ist ... Die Prüfung ist Reife- und Wissensprüfung zugleich“.

Probe, ungewohnte Bedingungen, besondere Anforderungen, Reifeprüfung, hier liegt sicher die richtige Antwort. Die Abiturprüfung erhält auch von daher ihren Sinn, daß sie Teil des Rituals ist, mit dem der Übergang vom Status des Jugendlichen zu dem des reifen Erwachsenen vollzogen wird. Immerhin ist die Gelegenheit günstig, hier ein Fazit zu ziehen, und wäre der Anlaß nur der des Übergangs von der einen Institution in die nächste.

Sie, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, haben hinlänglich Gelegenheit gehabt, Ihre Erfahrungen zu machen mit Lehrern, Mitschülern, Lehrplänen und deren Inhalten – gute wie schlechte. Das allein ist schon einiges.

Vieles wird Ihre Kritik herausgefordert haben: Kritik an Gegebenheiten, Umständen, Dingen – vielleicht auch Personen.

Bei größerer Distanz zum Erlebten wird manche Kritik an Personen letztlich zur Kritik an äußeren Umständen werden, denn diese haben Ihren Weg an der Schule sicherlich mehr beeinflusst, als Ihnen auf den ersten Blick deutlich geworden ist.

wissenschaften einerseits und Geisteswissenschaften andererseits wurde früher als notwendige Einheit betrachtet.

Die in unserer Geschichte erwähnte Bereitschaft, auch den Philosophen zu entlohnem, entsprang einem Grundbedürfnis der Menschen. Ihnen war es wichtig, Antwort auf existentielle Fragen ihres Lebens zu erhalten und nicht nur materielle Bedürfnisbefriedigung zu erstreben.

Antworten auf solche Fragen zu geben, ist die Aufgabe vieler Unterrichtsfächer Ihrer Schulzeit gewesen und wird Ihnen sicher aus der zeitlichen Distanz bewußt werden.

Dabei Entscheidungs- und Orientierungshilfen erhalten zu haben, verdanken Sie Ihren Eltern und auch der Schule.

Der polnische Lyriker Stanislaw Jerzy Lec schrieb in seinen „Unfrisierten Gedanken“ den Satz: „Um zur Quelle zu kommen, muß Du gegen den Strom schwimmen.“

Die Quelle als Sinnbild für Ursprung, Anfang, Beginn, Klarheit und Natürlichkeit. Die Quelle als Ausgangspunkt eines fließenden Gewässers, dem Klarheit und Reinheit verlorengeht. Zu den Ursprüngen, zu den Ausgangspunkten zu gelangen, das bedeutet, sich gegen den Strom zu stemmen, das erfordert Anstrengung, Kraft, Mut, Willen.

Es ist nicht das >gegen den Strom schwimmen< gemeint, das eine Außenseiterposition schlechthin kennzeichnet, sondern es ist ein >gegen den Strom schwimmen<, das die Selbstverwirklichung im Sinne von Humanität fordert, das die Überwindung der eigenen Trägheit, Gleichgültigkeit, Unvollkommenheit und Selbstüberschätzung verlangt.

Gewiß ist das ein Ziel, das Sie alle anstreben und – das wünsche ich Ihnen – auch erreichen werden.

Ich meine, in dem Wort Lecs ist auch von geistiger Unabhängigkeit die Rede, vom Ringen um eine ethisch begründete persönliche Sehweise der Dinge, die uns umgeben und die uns zur Auseinandersetzung zwingen. Nur dieser Weg führt uns zur inneren Freiheit, die einen Menschen von Wert ausmacht.

Zur inneren Freiheit aber gehört auch die äußere Freiheit. Beide sind ohne Frieden nicht möglich. Frieden darf in Ihren und unseren Vorstellungen nicht Ziel sein. Mahatma Gandhi sagte: „Es gibt keinen Weg zum Frieden. Der Friede ist der Weg.“

Daran sollten wir alle denken, danach sollten wir handeln im großen und im kleinen.

Sicher ist nicht allen im Moment deutlich, welche Auswirkungen die Schule auf die charakterliche und geistige Entwicklung der Menschen hat. Es wäre von denjenigen Menschen, die am Beginn eines neuen Lebensabschnitts stehen, zuviel verlangt, Dinge zu erkennen, die man in der richtigen Perspektive erst mit der nötigen Distanz erkennen kann. Die Zukunft aber, mit allen ihren positiven, auch oft negativen Überraschungen, wird für diesen Abstand sorgen. Gleichwohl, was Sie, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, auch in Ihrem weiteren Leben erwarten wird:

Denken wir an Goethe, der von dem Traumwunsch der Menschheit spricht, daß es dereinst besser mit ihr werden möge.

Träumen Sie alle diesen Traum weiter, verbunden mit den in Ihrer Schulzeit erworbenen Fähigkeiten:

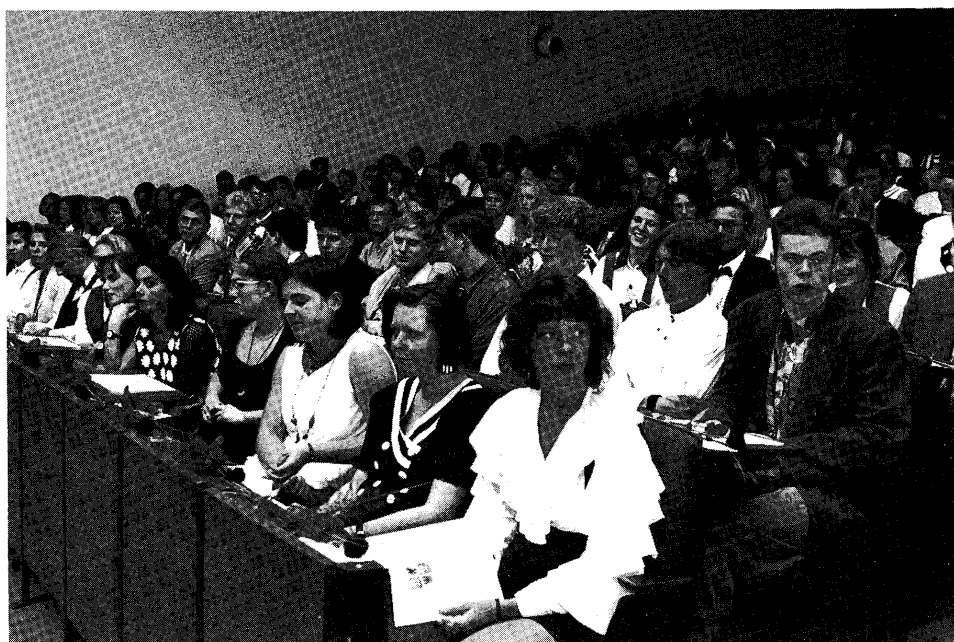
- der Fähigkeit zur Toleranz,
- dem Leistungswillen und
- der Bereitschaft zum sozialen Engagement.

Mit diesem Wunsch verabschiede ich Sie von Ihrer Schule, dem Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz, und wünsche Ihnen auch im Namen aller Lehrerinnen und Lehrer eine glückliche Zukunft.

Abiturientinnen und Abiturienten am Gymnasium Carolinum Neustrelitz 1993

Name, Vorname	Klasse	Ort	Name, Vorname	Klasse	Ort
1 Angelow, Aniela	12/04	Wesenberg	48 Höllwarth, Antje	12/07	Neustrelitz
2 Arenhövel, Tom	12/07	Neustrelitz	49 Huke, Ulrike	12/01	Neustrelitz
3 Baumann, Nico	12/07	Wesenberg	50 Hübner, Haiko	12/01	Feldberg
4 Beese, Mario	12/03	Mirow	51 Hübner, Mandy	12/06	Zirtow
5 Behrendt, Marko	12/02	Klein Trebbow	52 Jerosch, Kristin	12/01	Neustrelitz
6 Belz, Corinna	12/07	Neustrelitz	53 Kaminski, Cornelia	12/04	Neustrelitz
7 Bender, Sabine	12/06	Petersdorf	54 Kammholz, Ute	12/06	Wokuhl
8 Beutler, Inka	12/06	Neustrelitz	55 Kapteina, Gitta	12/06	Conow
9 Bilka, Lars	12/03	Neustrelitz	56 Kehrberg, Ines	12/05	Feldberg
10 Binger, Nadine	12/07	Neustrelitz	57 Kempf, Alexander	12/06	Neustrelitz
11 Boenigk, Martina	12/01	Wustrow	58 Kerwarth, Michael	12/02	Neustrelitz
12 Böhm, Jani	12/05	Neustrelitz	59 Kirchhoff, Bianca	12/03	Roggentin
13 Brüggemann, Sylvia	12/01	Neustrelitz	60 Kittel, Ron	12/01	Klein Quassow
14 Buck, Angela	12/06	Neustrelitz	61 Kleinschmidt, Dana	12/05	Neustrelitz
15 Busse, Dörte	12/06	Schwarz	62 Klotz, Ulrike	12/05	Mirow
16 Bülow, Steffen	12/04	Neustrelitz	63 Kohbieter, Kristin	12/03	Mirow
17 Dahlke, Frank	12/05	Lichtenberg	64 Kokert, Holger	12/02	Neustrelitz
18 Drießen, Katja	12/05	Neustrelitz	65 Koziel, Nico	12/03	Neustrelitz
19 Dubbe, Rita	12/05	Neustrelitz	66 Köhler, Thomas	12/02	Neustrelitz
20 Dupke, Marco	12/02	Feldberg	67 Könnecke, Marko	12/02	Grammertin
21 Ebel, Raik	12/05	Lexow	68 Köntopp, Doris	12/03	Wichmannsdorf
22 Eckardt, Peggy	12/01	Rödlin	69 Köppen, Antje	12/03	Neustrelitz
23 Erichson, Kathrin	12/02	Neustrelitz	70 Krause, Daniela	12/07	Neustrelitz
24 Fischer, Christine	12/02	Quadenschönfeld	71 Krause, Stephan	12/07	Neustrelitz
25 Frank, Winnie	12/07	Wesenberg	72 Kriegel, Sandra	12/03	Qualzow
26 Friese, Doreen	12/05	Neustrelitz	73 Krüger, Antje	12/03	Mirow
27 Fuhrmann, Ines	12/06	Schwarz	74 Kurth, Stefan	12/03	Bergfeld
28 Gau, Dana	12/04	Neustrelitz	75 Lehmburg, Peggy	12/04	Woldegk
29 Gätjens, Mandy	12/07	Neustrelitz	76 Letzner, Jens	12/02	Neustrelitz
30 Gebert, Arne	12/02	Neustrelitz	77 Lexow, Constance	12/07	Wesenberg
31 Gewies, Stefan	12/02	Neustrelitz	78 Liest, Thomas	12/05	Neustrelitz
32 Goebel, André	12/01	Neustrelitz	79 Loeck, Kerstin	12/03	Neustrelitz
33 Görg, Sandra	12/07	Neustrelitz	80 Lübeck, Christiane	12/05	Quadenschönfeld
34 Gregarek, Benno	12/07	Neustrelitz	81 Maaß, Dirk	12/02	Hohenzieritz
35 Grez, Antje	12/07	Neustrelitz	82 Malonek, Axel	12/04	Groß Quassow
36 Grobbecke, Kristin	12/06	Wesenberg	83 Marschall, Sven	12/04	Neustrelitz
37 Groneberg, Christian	12/04	Hammelspring	84 Meincke, Guido	12/06	Wesenberg
38 Gutt, Jana	12/03	Wesenberg	85 Mentzel, Stephan	12/04	Wesenberg
39 Hackel, Claudia	12/06	Rödlin	86 Meyer, Ute	12/05	Neustrelitz
40 Hahmann, Annekathrin	12/07	Neustrelitz	87 Moh, Gundula	12/04	Neustrelitz
41 Hänni, Anke	12/01	Ahrensberg	88 Müggenburg, Daniela	12/06	Userin
42 Heller, Dorit	12/07	Neustrelitz	89 Müller, Liane	12/03	Neustrelitz
43 Hildisch, Kirsten	12/01	Penzlin	90 Müller, Anja	12/06	Neustrelitz
44 Hinrichsen, Doreen	12/01	Neustrelitz	91 Müller, Mario	12/04	Neustrelitz
45 Hofmann, Diana	12/06	Horneburg	92 Pägelow, Arne	12/06	Wesenberg
46 Horend, Jirka	12/07	Neustrelitz	93 Petereit, Stefanie	12/02	Neustrelitz
47 Horn, Andre	12/03	Neustrelitz	94 Petereit, Bianka	12/05	Neustrelitz
			95 Pitann, Mandy	12/05	Wredenhagen

Name, Vorname	Klasse	Ort	Name, Vorname	Klasse	Ort
96 Pohl, Julia	12/07	Carwitz	116 Schramm, Kathrin	12/05	Wesenberg
97 Pohlmann, Sandra	12/03	Mirow	117 Schütt, Claudia	12/05	Neustrelitz
98 Prehn, Stefan	12/04	Neustrelitz	118 Seelig, Andrea	12/03	Neustrelitz
99 Priebe, Stephan	12/04	Neustrelitz	119 Seifert, Heiko	12/02	Röbel
100 Prütz, Manja	12/01	Rechlin	120 Tegler, Mirco	12/02	Neustrelitz
101 Radant, Stefan	12/03	Feldberg	121 Teuschel, Antje	12/04	Neustrelitz
102 Rapp, Annette	12/05	Mirow	122 Thedran, Kati	12/01	Neustrelitz
103 Rechlin, Monique	12/04	Neustrelitz	123 Vieth, Sebastian	12/03	Blankensee
104 Rehmann, Antje	12/04	Neustrelitz	124 Vollack, Kathrin	12/04	Röbel
105 Reinhardt, Daniel	12/02	Neustrelitz	125 Wassermann, Kai	12/02	Babke
106 Rhein, Silke	12/06	Neustrelitz	126 Wendt, Nicole	12/05	Feldberg
107 Rieck, Juliane	12/01	Rechlin	127 Wenzel, Rene	12/04	Neustrelitz
108 Rossow, Antje	12/01	Neustrelitz	128 Winkel, Steffen	12/03	Mirow
109 Runge, Steffi	12/01	Carpin	129 Witt, Kathrin	12/01	Ollendorf
110 Sahr, Romy	12/01	Neustrelitz	130 Woigk, Kathrin	12/05	Neustrelitz
111 Schlesinger, Diana	12/01	Wesenberg	131 Wulf, Cornelia	12/05	Bredenfelde
112 Schmidt, Diana	12/01	Rechlin	132 Zachmann, Anja	12/05	Neustrelitz
113 Schneider, Kathrin	12/03	Watzkendorf	133 Zaigler, Jeannette	12/04	Mirow
114 Schneider, Dana	12/03	Watzkendorf	134 Zepper, Dagmar	12/01	Neustrelitz
115 Schnell, Doreen	12/07	Neustrelitz	135 Zoglauer, Cornelia	12/03	Neustrelitz



Abiturientinnen und Abiturienten auf der AbschlüÙfeier am 25. Juni 1993
während der Festansprache des Schulleiters, Georg Drauschke



Lehrerinnen, Lehrer, Vertreter der Altschülerschaft und Eltern während der Abiturfeier am 25. Juni 1993



Während des Festaktes zur Verabschiedung der Abiturientinnen und Abiturienten des Gymnasiums Carolinum wurden am 25. Juni 1993 Angela Bück, Antje Grez und Thomas Liest (von links nach rechts) mit einem Stipendium der Altschülerschaft des Carolinums geehrt. Günther Jonas und Carl Roewer (von links) überreichten die hohen Auszeichnungen.



Aniela Angelow



Antje Grez



Ulrike Hucke

wurden vom Gymnasium Carolinum für ein Stipendium der „Studienstiftung des deutschen Volkes“ für die Dauer ihres Studiums vorgeschlagen.

Aniela Angelow wird Medizin, Antje Grez Sozialwesen und Ulrike Hucke Musikwissenschaft studieren.

Mehr als ein Bett zum Schlafen

Unvorstellbar vor einigen Jahren: SchülerInnen unserer Stadt fahren nach Spanien, Italien, Norwegen, Schweden und Dänemark. Im Urlaub. Zusammen mit Eltern und Freunden. Gemeinsam mit ihren Lehrern und Klassenkameraden.

Nicht nur das Lernen in der Schule, vor allem auch die Beziehung zu anderen Menschen über die Ländergrenzen hinweg prägt die Entwicklung von Mädchen und Jungen, die einmal in einem Europa leben werden, das Grenzen noch weniger kennt als wir heute.

Vielfältig sind die Beziehungen des Gymnasiums Carolinum: nach Frankreich, Schweden und Dänemark.

Im letzten Schuljahr waren LehrerInnen und SchülerInnen des Gymnasiums aus Helsingør in Dänemark unsere Gäste.



Kopenhagen – Stadtgeschichte



Stadtwanderung – Kopenhagen

Jetzt fuhren wir – 24 SchülerInnen der 10., 11. und 12. Klasse und zwei Lehrkräfte – zu einem Gegenbesuch nach Helsingø.

Die Unterbringung bei Gastfamilien war neben dem Besuch der Schule eine schöne Erfahrung: Herzlichkeit und Offenheit, Sympathie und Freundlichkeit gegenüber Deutschen im Ausland, in einem Land, das im 2. Weltkrieg von den Deutschen besetzt worden war.

Wir machten uns mit dem Schulsystem und der Schule bekannt. In Dänemark besuchen beispielsweise nur Schüler der 10. bis 12. Klasse das Gymnasium. Wir besichtigten eine Umweltschule, in der Schülern durch Experimente mit der Natur die Flora und Fauna nähergebracht wird, die Tamia-Blixen-Gedenkstätte (bekannt aus dem Film „Jenseits von Afrika“), das Schloß Kronborg nahe der schwedischen Küste und natürlich die Hauptstadt Kopenhagen mit ihren bekannten Sehenswürdigkeiten, wie das Schloß Amalienborg und der „Kleinen Meerjungfrau“. An einem Abend nahmen wir auch an dem Schulfest teil, das von den Schülern unserer Partnerschule selbst gestaltet wurde. Uns allen, den Dänen und den Deutschen, hat diese Fahrt sehr gut gefallen, da wir vor allem einen Einblick in die Kultur eines anderen Landes bekommen haben. Und wir denken, daß die Bedingungen zu anderen Ländern fester werden, wenn wir es selbst wollen.



Vor der Kaserne Kopenhagen

Gedankensplitter

Wie man mit Geschichte umgeht, ob man sie ignoriert oder sich intensiv mit ihr beschäftigt, muß jeder für sich entscheiden.

Unser Wunsch war es, mehr über die deutsche Geschichte zu erfahren, und deshalb führen die Klassen 12/4 und 12/8 im Rahmen des Geschichtsunterricht mit Herrn Tesch zur Mahn- und Gedenkstätte des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück. Frau Schulz, eine Museumspädagogin, berichtete aus der Geschichte dieses Frauenkonzentrationslagers sowie über einzelne Frauenschicksale. Eine Woche später kam sie zusammen mit einem Kollegen in unsere Schule. So konnten wir uns noch intensiver mit den Frauenproblemen im NS-Staat beschäftigen. Das Hauptthema unserer „Weiterbildung“ waren Bordelle in Deutschen Konzentrationslagern. Diese Tatsache berührte mich sehr, vor allem weil wir nie davon gehört hatten. Die meisten Dokumente über dieses Thema waren damals vernichtet worden. Die Quellen sind also vor allem Erlebnisberichte von betroffenen Frauen. Dieses geschundenen Frauen wurden nicht nur in Bordelle der Konzentrationslager, sondern auch in Bordelle der SS sowie in Häuser der Offiziere gesteckt. Die meisten Frauen kamen bald wieder ins Lager zurück. Schwangerschaften oder Geschlechtskrankheiten – das bedeutete den Tod im Lager. Nur wenige überlebten die Hölle des Lagers. Doch die Frauen, die das KZ überlebten, erhalten heute keine Entschädigung und fristen ihr Dasein mit einer mageren Rente. Sie können kaum die medizinische Betreuung bezahlen, die sie in Anspruch nehmen müßten. Wie wurden diese inhaftierten Frauen erniedrigt, daß sie auch noch in einem Bordell „arbeiten“ mußten! Kaum jemand weiß etwas über sie, nur wenige tun etwas für sie. Sie gehören zu einer Minderheit, die von vielen nicht beachtet wird.

Ich meine, wir sollten uns mehr mit der Geschichte und mit der noch nicht geschriebenen Geschichte befassen.

Yvonne Szelag, Schülerin der Klasse 12/4

Spendenaktion

Wir unterstützen Frauen in Polen, die Opfer medizinischer Versuche im KZ Ravensbrück waren

An über 70 polnischen Frauen wurden 1943/44 in Ravensbrück medizinische Experimente durchgeführt. Unter der Leitung von Dr. Gebhard, damaliger Vorsitzender des Deutschen Roten Kreuzes, wurde die Wirkung von Sulfonamiden getestet – die Verhinderung von Infektionen bei verwundeten Soldaten war das Ziel. Es wurden Versuche zur Regeneration von Knochen, Muskeln, Nerven, Sehnen bei Transplantationen, Verletzungen und Verstümmelungen durchgeführt. 74 junge und gesunde Frauen aus dem polnischen Widerstand, als politische Gefangene in Ravensbrück inhaftiert, wurden für eine oder mehrere Versuchsreihen mißhandelt. Die Frauen leiden heute unter sehr starken gesundheitlichen Folgeschäden.

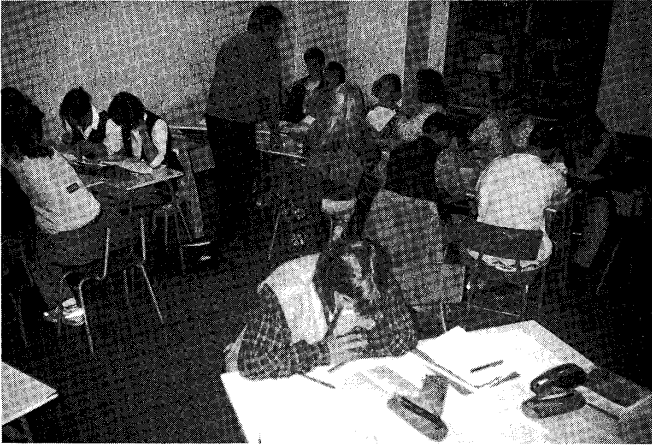
Im früheren Polen bekamen diese Frauen als Opfer des Faschismus eine Zusatzrente und eine angemessene medizinische Versorgung. Nun nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Polens fallen diese Leistungen weg. Hinzu kommt, daß die Frauen aufgrund ihrer schweren gesundheitlichen Schäden medizinische Versorgung und Medikamente benötigen. Diese sind nur gegen Devisen zu haben und – das zeigt beispielhaft den Zynismus deutscher Geschichte – oft deutsche Produkte.

Wir wollen versuchen, diesen Frauen unbürokratisch und effektiv das Nötigste an Unterstützung auf der Basis einer Spendenkampagne zu gewährleisten.

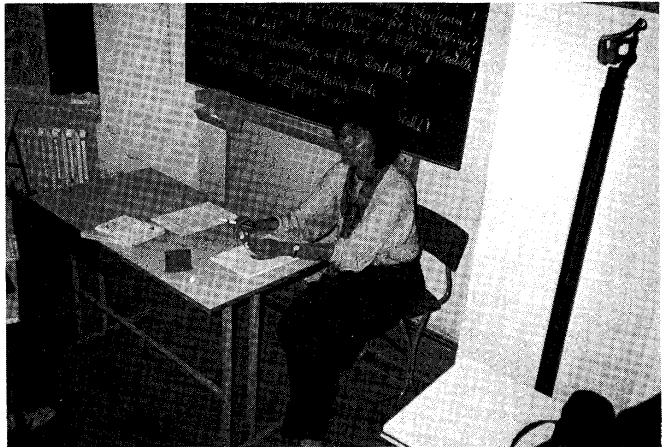
Wir sammeln Medikamente und medizinische Hilfsmittel.

*Wir sammeln Geld für spezielle medizinische Behandlungen
und Medikamente, für Kuraufenthalte und für Lebensmittelpakete.*

Neben einmaligen Spenden sind es Daueraufträge, egal in welcher Höhe, die eine kontinuierliche Unterstützung gewährleisten.



Museumpädagoge Dentzer
aus Ravensbrück
im Geschichtsunterricht der
12. Klasse des Carolinums



Museumpädagogin Schulz
aus Ravensbrück
im Geschichtsunterricht der
12. Klasse des Carolinums



SchülerInnen der 12/4
und 12/8 vor dem Mahmal
in Ravensbrück

Unterstützungskreis für die Frauen in Polen, die die medizinischen Versuche im KZ Ravensbrück überlebten.

Spendenkonto: Gedenkstätte Ravensbrück, Konto-Nr. 43 008 770, Stichwort: Frauen in Warschau, Sparkasse Fürstenberg BLZ 160 519 52.

Frau Helga Luther, jetzt wohnhaft in Berlin, war Inhaftierte im KZ Ravensbrück. Sie kauft von den eingegangenen Spenden Sachmittel und überbringt sie persönlich den in Polen lebenden Frauen.

Pressemitteilung

Nach der Räumung des ehem. „Hauses der Offiziere“ von der Westgruppe der russischen Streitkräfte könnte theoretisch der Weg frei sein für die notwendigen Arbeiten zur Gebäudesicherung und zur Vorbereitung der beabsichtigten neuen Nutzung als Sitz des Gymnasiums „Carolinum“. Wie oft im Leben, so lauern auch hier nicht vorhergesehene Fußangeln. Zunächst ist die Rechtsverbindlichkeit der vormals eingegangenen Untervermietungen durch die russische Seite zu prüfen und gegebenenfalls zu respektieren.

Das zweite Problem stellt die Vorbereitung der Baurealisierung dar. Wenn auch davon ausgegangen werden kann, daß seitens des Bundesvermögensamtes keine Einwände gegen die Übergabe an den Kreis als Schulträger bestehen, so ist dennoch der notwendige Planungsvorlauf schnellstens zu schaffen.

Eine Besichtigung der Räumlichkeiten durch Vertreter des Gymnasiums im Sommer ergab, daß schnellster Handlungsbedarf besteht, da der Verfall nicht auf verzögerte Bau- und Planungsentscheidungen Rücksicht nimmt. Wenn nicht in kürzester Zeit die notwendigen Arbeiten im Dachbereich, einschließlich der notwendigen Arbeiten am Dachstuhl beginnen können, wird das unweigerlich zu einer Verteuerung der dann später notwendigen Arbeiten führen.

Insofern ist dringend das kreisliche Bauamt angefragt, den Vorlauf an prüf- und förderfähigen Planungs- und Projektierungsunterlagen zu schaffen. Eine persönliche Abstimmung meinerseits im August im kreislichen Bauderzernat und im Schulamt ergab, daß zwar eine generelle Förderung der notwendigen Bauerhaltungs- und Instandsetzungsarbeiten pauschal beim Land beantragt wurde, jedoch förderfähige Unterlagen dort noch nicht vorliegen.

Wenn ich an das kürzliche Treffen der Altschülerschaft Anfang September und den dabei sichtbaren Erwartungsdruck auch in der Öffentlichkeit berücksichtige, ist es nicht verantwortbar, daß eventuelle Verzögerungen der Mittelbeantragung beim Kultusministerium durch den Kreis vielleicht die Ursache für einen verzögerten Baubeginn darstellt.

Meine Mitgliedschaft im Förderverein des Gymnasiums „Carolinum“ hat den vorrangigen Sinn, alle Möglichkeiten der raschen Beförderung des unverzichtbaren Baubedarfs auszuschöpfen. Ich gehe davon aus, daß auch in der Kreisverwaltung darüber Klarheit herrschen sollte.

Die mir im Kreisamt gegebene Zusage vom August, mir eine Kopie der prüf- und förderfähigen Baubeantragung an das Kultusministerium auszuhändigen, ist bis heute jedenfalls noch nicht erfüllt.

Wenn der Baubeginn am Dach des denkmalgeschützten alten „Carolinums“ am Glambecker See noch schnell beginnen soll, hoffe ich auf unverzügliche Aktivitäten seitens des Kreises.

Wie mir zwischenzeitlich das Kultusministerium mitteilte, besteht von dort die Bereitschaft, noch im Jahr 1993 die Instandsetzung zu fördern.

Unter der Voraussetzung, daß noch bis 1. 12. 1993 Baubeginn erreicht werden kann, liegt die Bereitschaft der vollständigen finanziellen Vorleistungen des Landes vor. Das sollte den Verantwortlichen im Kreis Anlaß für rasches Handeln sein.

Georg Nolte, Mitglied des Landtages Mecklenburg-Vorpommern

Buchbesprechungen, Vermischte Nachrichten und Beiträge

Wossidlo-Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch, Bd. 1–7 (insgesamt 9035 Spalten Quart), Neumünster 1942–1992 in 70 Lieferungen.

Ein echtes Jahrhundertwerk, sowohl nach seiner Bedeutung als auch nach seiner Entstehungszeit, ist abgeschlossen. Schon vor dem ersten Weltkriege faßte der berühmteste Mecklenburgische Volkskundler und Warener Gymnasialprofessor Dr. phil. h. c. Richard Wossidlo (1859–1939) den Plan für das Werk und begann seinen berühmten Zettelkatalog als Grundstock. Nach der Schaffung eines Lehrstuhls für niederdeutsche und niederländische Sprache und Literatur an der Rostocker Universität im Jahre 1919 trat ihm Professor Dr. Hermann Teuchert als Mitherausgeber zur Seite, und 1937 erschien die erste Lieferung. Zu Wossidlos Lebzeiten kam noch 1939 die 4. Lieferung heraus, und 1942 war der 1. Band vollständig. Teuchert führte dann das Werk nach einer längeren Unterbrechung zwischen der 10. Lieferung 1943 und der elften 1955 fort bis zum Abschluß des 5. Bandes 1969. Die Vollendung des Unternehmens gelang Teucherts Mitarbeiter Dr. Jürgen Gundlach mit der 70. Lieferung und dem 7. Bande im Jahre 1992.

Neben den genannten drei Urhebern seien wenigstens die weiteren auf den Titelblättern genannten verantwortlichen Mitarbeiter verzeichnet: Dr. Walter J. Schröder, Dr. Erwin Schulz, Käthe von Hagenow, Paul Zuck, Walter Ihrke, Eva-Sophie Dahl, Christian Roth und Erika Krackow. Sehr viele andere verdienen den gleichen Dank. Der Verlag Wachholz in Neumünster, Verleger der meisten Mundartenwörterbücher unseres Jahrhunderts, ging 1954 für die Fortführung des Mecklenburgischen Wörterbuches mit dem Ost-Berliner Akademie-Verlag eine Arbeitsgemeinschaft ein, und entsprechend erfolgte Satz und Druck hinfert in der DDR, bis nach der Deutschen Wiedervereinigung alle Verlagsrechte nach Neumünster zurückkehrten. Die erheblichen finanziellen Mittel kamen anfangs von der Mecklenburgischen Regierung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft und nach 1945 von der Berliner und später von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften.

Der Plan des jüngst mit dem Mecklenburger Kulturpreis geehrten letzten Herausgebers sieht übrigens vor, dem Werk einen hochdeutsch-niederdeutschen Wortindex folgen zu lassen und dann auch die im Laufe der Jahre angewachsenen Nachträge zu veröffentlichen.

„Das Mecklenburgische Wörterbuch enthält die niederdeutsche Landschaftssprache Mecklenburgs. Diese ist mit der vorpommerschen Mundart zu einer Einheit verbunden ...“. Diese Eingangssätze des Vorwortes von Wossidlo und Teuchert im 1. Band gelten natürlich auch heute. Andererseits sind manche Unterschiede in der Aussprache oder Wortwahl in Westmecklenburg, an der Küste oder im Stargardschen nicht zu verhehlen, z. B. Kauen/Koken = Kuchen, Uhren/Ohren = Ohren, fäühren/führen/föhren = führen, aber auch in der Wortwahl, z. B. Ledderstock/Tram/Sprat = Sprosse. In solchen Fällen sind Karten mit Laut- und Wortgrenzen in den Text eingefügt. Darüber hinaus sind viele Zeichnungen, besonders von Werkzeugen aller Art, beigegeben.

Der Inhalt des Werkes umfaßt die Sprache der Vergangenheit und Gegenwart, also von alt- und mitteldeutschen Ausdrücken, eingestreut in lateinische Urkunden, bis zu Reuter, Brinckman, Adolf Brandt (Stillfried), Helmuth Schröder, Rudolf Tarnow und anderen, vor allem aber die vom Volke gesprochene Sprache der Gegenwart. Frühe Wortformen sind zeitlich und örtlich belegt und notfalls volkskundlich erläutert und geschichtlich und spezialwissenschaftlich erklärt worden. Das gleiche gilt für die reiche Fülle der Redewendungen. Eine umfangreiche Sachliteratur aller Art ist durchgesehen und für die

Großes und kleines Wörterbuch im Vergleich

sick mit em in Rädensoorten Wo.-NEUM. Volksschwänke 113; Erzählung: *dee kann ne Stunn'stüt vertellen un Rädensoorten maken* HAGrev; Gerede: *dor wir ne dulle Rädensoort dorvon es wurde vilv davon gesprochen* Wa; im abschätzigen Sinne Gerücht, unglaubwürdige Erzählung: *dor is vāl Rädensoort von kamen* STA Zipp; im Beispielsprw.: *sünd Rädensoorten, sād' de Voß, se nähmen mi doch nich to 'n Gös'höder* Wo. V. 2, 158a; *dat is ne Rädensoort, seggt de Buer, de Hiring ward immer lütter maakt* WA Röb; bes. Sage, Überlieferung: *nah de Rädensoorten nah sall das noch 'n Frugensmensch spöken* *ick ok Rädensoorten her* *dat is hier nich in de P* *sünd Rädensoorten* STA die noch Sagen erzählen *oort is se noch ganz gau* Sag. 2, XI.

Rader¹ m. a. Spr. Rader guden willen unde na unßer truwen rader' (13

Rader² m. jem., der 'Arbeits-Leute, als Grä (1755) BÄR. Gr.-Ges. 1,

Räder m. jem., der m Zss. *Achter*-, *Munn'räde* (tont) f. das Reden, Erzählung *de Räderi kümmt aufs* STAMir. — *räderig* (s. d.).

rädern Verb eig. mit richten: 'so men de S und Vörreders redert un S 4^a; *dei Hex sall räd* bildl. in der Rda. be (jem., der alle Trümpf kleinen ausspielt) *rädern* den Gegner gründlich *rederen*.

Radfelg' f. Radfelge Bd. 2, 863): *absis, curv felge'* CHYTR. 61; 'beim straßen soll der Beschl bei allem ... Frachtfuhr haben von mindestens v Ges. 76. — *-fohrer* n hafte Rda.: *dei Radfohrer hei möt sich sogor dei* L RoRibn.

Rad'hack f. eiserne *raden*²) und andern L 'eine Stockhow, dar uthradet, Rothacke' CHacke' (1715) SCHÖB 16 Radehacken, 32 ... 1834, S. 404^b; die *Ra* um den Lehm der Diel *dei Leihm ward uphack* *ne Bick* MALiep; dah schmutziges Hauswese *dei Rad'hack rin* Wa:

hölzerne Zaunpfähle einzuschlagen Wo. Sa.; um Wände und Türen einzureißen; wenn Hochzeitsgäste vorzeitig die Feier verlassen hatten, wurden sie gewaltsam aus ihren Häusern zurückgeholt: *mit ne Rad'hack hebbn sei* (die Abholer) *dei Dören intweislahn* HA Pich. — Mnd. *rodehacke*. — ME. 4, 31.

Radhaken m. wie *Kurrhaken* (s. d., Bd. 4, 774) MALiep; STANBrand; (1929) RoCarl.

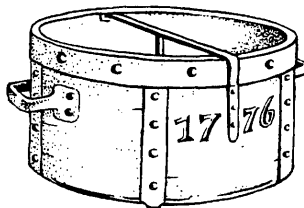
Rad'holt n. Rodeholz, Holz, welches man zum eigenen Gebrauch schlagen darf: 'da die Unterthanen das Holtz wohl besparen ... , soll

der Stall ausgemistet, so daß die Schafe im Laufe des Winters immer höher standen und die Ställe immer niedriger wurden. Seit einigen Jahren hat die Schafhaltung erneut an Bedeutung gewonnen, die Produktion von Schafkäse ist allerdings stark zurückgegangen. — Vergl., Ra., Sprw.: *hei süht ut, as wenn em de Schap wechlophen sünd; hei steiht dor as'n dummes Schap von jmd., der leicht verstört und abwesend ist. während deshalb: ik war mi doch nich von't Schap bieten laten!* Und das Sprw. mahnt: *Wer sik to'm Schap maakt, denn frett de Wulf*. Ähnlich im Inhalt, kürzer im Ausdruck: *So'n Schap, so'n Schur* wie man sich gibt, wird man behandelt. Der Tüchtige aber *weet sien Schap to scheren, und hei ward uk sien Schap in't Drööch hebbn* er wird seinen Gewinn schon bekommen haben. Als Trost bei Mißerfolg heißt es: *Lat' Schap man schieten, de Wull wasst lieker* laß das Schaf ruhig scheißen, die Wolle wächst trotzdem, Nebensächlichkeiten soll man nicht so wichtig nehmen, es kommt auf das Wesentliche an. — 2., übertr., Tannen- und Fichtenzapfen, dafür auch das Dim. *Schöping*.

schap(s)-, **schap(s)**:- *-dœmlich* Adj. sehr dumm. — *-drift* f. Schafweide. — *-garf* f. Schafgarbe, Achillea millefolium L. — *-kees* m. Käse aus Schafsmilch, Kümmelkäse. — *-kopp* m. Schimpfwort. — Syn. *Schapsmichel*, *Schapsnoors* m. — *-koetel* m. Schafskot. — *-lamm* n. weibliches Schaf. — *-jedder* n. Leder aus Schafhaut. — *-mess* m. Schafdung, gilt als sehr gut, deshalb: *wo't Schap henpissit, kann 'ne Kauh henschieten*. — *-pauhl* m. Teich, in dem die

Schafe gewaschen werden. — *-rosinen* Pl. Schafsmist.

Schäpel m. Scheffel. 1. altes Holzmaß von unterschiedlicher Größe (s. Abb.), vornehmlich für Getreide, etwa bis Mitte des vorigen Jahrhunderts noch im Gebrauch. Man unterschied im wesentlichen den *groten* (80–90 Pfund) vom *lütten Schäpel* (60 Pfund). — 2. die mit dem Scheffel gemessene Menge, auch übertr. auf die Fläche, die mit einem Scheffel besät werden konnte. In Redensarten steht der Schäpel vor allem als Meßgerät für Geld: *Geld mit Schäpeln mäten* sehr reich sein. Ganz entfernte Verwandtschaft *is nich mit'n Schäpel Arften aftoseigen* kann man nicht mit einem Scheffel Erbsen absäen, und deshalb verkürzt: *wi sünd dörch'n Schäpel Arften verwandt* sehr entfernt verwandt.



schäpeln scheffeln, sammeln, Ertrag einbringen: *dat schäpelt gaut*.

Schäper m. Schiffer, Pl. *Schäpers*.

Schapoklapp m. zusammenklappbarer Zylinderhut. — Aus frz. *chapeau claque*.

Schapp n. Schrank, Pl. *Schapps*. Je nach seiner Bestimmung heißt er *Atelschapp* zum Aufbewahren von EBwaren, *Fliegenschapp* Schrank mit Gazefenster zum Schutz gegen Fliegen, *Kleederschapp* Kleiderschrank, *Kœkenschapp* Küchenschrank, *Mel-*

Weiterarbeit des Benutzers genau angegeben worden. Es ist gelungen, den Gesamtinhalt des mecklenburgischen Volkslebens und seiner Geschichte und Wirtschaft zu erschließen, also Ackerbau, Ernte und ihre Bräuche, Schäferei, Holländerei, Fischerei, Seemannsleben, Weidwerk und nicht zuletzt auch Handwerk und Handel sowie das Ämterwesen. Insgesamt ist es eine volkskundliche Fundgrube allererster Güte.

Leider wurde 1937 die heute allgemein übliche internationale Lautschrift in Deutschland erst wenig benutzt. So auch in diesem Wörterbuch. In der plattdeutschen Aussprache etwas unsichere Benutzer sollten daher unbedingt die Erklärungen auf den Seiten XI und XII in Band 1 lesen. Das Abkürzungsverzeichnis auf Seite XVII bis XXXI desselben Bandes erschließt erst den vollen Gewinn aus dem Werke, z. B. RoRib für Ribnitz, Kr. Rostock, oder Maliep für Liepen, Kr. Malchin, und zwar unter Beibehaltung der Kreiseinteilung von 1937. Das Mecklenburgische Wörterbuch beschränkt sich, von ganz gelegentlichen Rückgriffen auf die Lautschrift abgesehen, auf nur einen zusätzlichen Buchstaben zum lateinischen Alphabet, nämlich das æ wie in Mæhl = Mühle. Bedauert wird der Verzicht auf die graphische Abgrenzung des im Niederdeutschen so wichtigen langen, geschlossenen (dunkleren) a-Laut wie in Aal, Hahn, Rat etc. von Rad, Katt = Katze.

Gesamturteil: Eine vorzügliche Darstellung der niederdeutschen Sprache, um die Mecklenburg (-Vorpommern) zu beneiden ist. Sie steht hinter dem berühmten Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm, das allerdings für die hochdeutsche Sprache noch mehr als doppelt so umfangreich ist, nicht zurück.

Hermann Brandt

* * *

Renate Herrmann-Winter, Kleines Plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum, 400 Seiten Oktav, Rostock (Hinstorff) und Neumünster (Wacholtz) 1985 und 1986 DM 40,-.

Wie Wossidlo/Teucherts Mecklenburgisches Wörterbuch vornehmlich in jede wissenschaftliche deutsche Bibliothek und in jedes Germanistische Seminar einer deutschen Universität gehört, so sollte sich Renate Herrmann-Winters Buch im Bücherschrank eines jeden mecklenburg-vorpommerschen Freundes des Plattdeutschen befinden. Es macht sich die Grundsätze des Aufbaus und auch der Orthographie des großen Mecklenburgischen Wörterbuches zu Nutzen, wählt aber geschickt in bezug auf Redewendungen (auch derberen) und Volksgut aus, weil es ja keine Vollständigkeit anstrebt, sondern das Wesentliche bringen will, und das ist hervorragend gelungen.

Es ist ein köstliches Buch zum Herumblättern und ein Buch, das man nicht missen möchte.

Hermann Brandt

* * *

Wolf Karge/Ernst Münch/Hartmut Schied: Die Geschichte Mecklenburgs, Hinstorff Verlag, Rostock 1993. 223 Seiten Oktav, gebunden DM 29,80.

Der Titel ist anspruchsvoll. Gerechtigt wäre „Kurzer Überblick über die Geschichte Mecklenburgs“ oder „Grundriß einer Geschichte von Mecklenburg“. „Die Geschichte von Mecklenburg“ aber bitte schon gar nicht! Auf den Seiten 184 ff. (Zeittafel, Orts-, Personen- und Sachregister) und auf den sechs Seiten Inhaltsangabe am Anfang, alle satztechnisch interessant, ist viel wertvoller Raum vergeudet worden. Die sieben begrüßungswerten Kartenseiten (manchmal unklar oder ungenau) und die insgesamt sechs Bildseiten gehen von der angegebenen Seitenzahl ab. Was den Autoren an eigentlichem Textteil verbleibt, ist allerdings im ganzen gut und geschickt genutzt worden.

Die drei promovierten mecklenburgischen Historiker der Geburtsjahrgänge 1951 bis 1955 mit Bildungs- und ersten Berufsjahren in einer sozialistischen Diktatur haben den-

noch eine sehr bemerkenswerte Arbeit geleistet. Daß sie gelegentlich nicht voll geglückt ist, ist wegen des schwierigen Werdegangs eines jeden Historikers in einem totalitären System zu entschuldigen. So hätten bei der Beschreibung des in Mecklenburg ja besonders blutigen Kapp-Putsches von 1920 die erschlagenen Gutsbesitzer und gefallenen Soldaten und Zeitfreiwilligen mit erwähnt werden müssen. Auch die Bodenreform nach dem Zweiten Weltkrieg wird mehr entschuldigt als verurteilt. Der bloße Hinweis auf das scheinbare Einverständnis der nicht kommunistischen Parteien übersieht die Tatsache, daß letztlich die Sowjetische Militärverwaltung bzw. die SED entschied. Ein Ausdruck wie „Seelgerätestiftungen“ (S. 56) erinnert heutigen Lesern an die „Geflügelten Jahresendfiguren“ von einst. Die Schweriner Bemühungen um die Rückgewinnung Wismars von Schweden 1803 verdient mehr Respekt als die von 1903, nicht umgekehrt. Wer schon die Mecklenburg-Schweriner Versuche auf dem Wiener Kongreß, das Amt Neuhaus und Lauenburg zu erhalten, erwähnt, darf die gleichermaßen erfolglosen Bemühungen der Strelitzer um Schwedisch-Vorpommern nicht übersehen. Da es einen mecklenburgischen Kunstmaler Grebe nie gegeben hat, ist offenbar Fritz Greve, der Schöpfer des Gemäldes „Die Einführung der Reformation in Mecklenburg“ in der Turmhalle der Sternberger Kirche gemeint. Etc. pp. Eine Zweitkorrektur durch die Verfasser, wie sie für Bücher mit einem wissenschaftlichen Anspruch bei uns leider immer noch nicht allgemein üblich ist, hätte dem Buch gutgetan.

Alles in allem handelt es sich bei diesem Büchlein aber um eine begrüßenswerte Übersicht über die Mecklenburgische Geschichte von ihren allerersten Anfängen bis auf unsere Zeit. Sie zeigt aber auch, wie schwer es ist, ein so delikates Thema zu behandeln. Der Anfang des gemeinsamen Weges ist gemacht. Mögen die Leser in Ost und West nun selber urteilen.

Hermann Brandt

„O, du fröhliche ...“

Auf dem Zettel habe ich heute auch das letzte Stichwort abgehakt. Alle Geschenke sind gekauft. Weihnachten kann kommen.

Es wird von Jahr zu Jahr teurer, die Erwartungen sind höher. Man hat alles, und es wird immer schwieriger, noch eine Geschenkidee zu haben. Jeder winkt ab „Ich habe alles, gib nichts für mich aus“, aber am Heiligabend wandern die Blicke dann wohl doch über die Geschenke, was es diesmal sein wird; und niemand will mit leeren Händen dastehen haben, wenn das festliche Weihnachtspapier raschelt und das „Dankeschön“ reihum geht. Dank jedem, der einen Wunsch hatte und mir die Sorge abnahm, ein sinniges Geschenk zu finden. Nun – ich habe es wieder einmal geschafft. Weihnachten kann kommen, das Fest der Geschenke findet mich vorbereitet.

Ich gehöre nun schon zu den Alten, deren Freude es ist, geben zu können. Wie weit liegt doch das Weihnachten meiner Kindheit mit all den Wochen voll knisternder Vorfreude, dem Duft der Adventzeit von braunen Kuchen, Kerzen und sengenden Tannennadeln, der sich steigerte bis zum Weihnachtstag, wenn die brutzelnde Weihnachtsgans die Szene beherrschte, auch wenn sie in Stücke geschnitten ihr süßes Innere aus Äpfeln, Backpflaumen, Rosinen und all den anderen leckeren Zutaten, die wir schlicht „Eingeweide“ nannten, preisgeben mußte und zuletzt als Gerippe in die Küche zurückwanderte.

Weihnachten der Kindheit – Weihnachten der klingelnden Registrierkassen – und dazwischen die Weihnachten der Kriegszeit. Keines möchte ich missen. Aber an ein Weihnachten denke ich umso öfter zurück, je mehr ich Abstand gewinne, je mehr der Tand ab-

blättert, je schlichter dieses Weihnachten in der Erinnerung wird. Es war ein Weihnachten, wie ein Mensch es wohl nur einmal erleben kann, ein Weihnachten ohne Lamettaprunck und Schmuckkugeln und frohe Lieder, ein Weihnachten ohne Worte – und wohl gerade deshalb ein Weihnachten von Herz zu Herzen.

Wir hatten – wie viele hunderttausende unserer Landsleute, wie Millionen Deutsche – im Frühjahr unsere Heimat verlassen, waren vor dem immer näherrückenden Geschützdonner davongelaufen, zu Fuß und mit der Habe, die wir auf dem Leibe trugen und im Kinderwagen unseres kleinen Kindes verstauen konnten. Nach Hunderten von Kilometern nächtlicher Irrfahrten waren wir zur Rast in einem kleinen Dorf Ostholsteins gelandet, als die Panzerspitzen feindlicher Verbände dann die Straßen durchstießen und unsere Flucht beendeten. Von Haus zu Haus liefen wir und bettelten um Nachtquartier, aber alles war „besetzt“. Wir hatten an die Türen der großen Häuser geklopft; die kleinen Katen waren sowieso zu klein – meinten wir. In unserer Verzweiflung griffen wir dann aber doch zum Strohalm, und gleich das erste kleine Häuschen brachte die Überraschung. „Kommen Sie erst 'mal rein“, hieß es, und wir betraten die Küche, die von wohliger Wärme erfüllt war. Wir durften uns setzen, bekamen eine Scheibe Brot, eine Tasse Kaffee und das Kind etwas Milch. Sie, die wie selbstverständlich den Besuch bewirtete, die schlichte Frau, die uns für viele Monate still zur Seite stehen sollte – ihr hatte das Schicksal eine Familie zugeführt, die nun zu den Ihren zählte.

Als Hunger und Durst gestillt waren, kam die Müdigkeit vieler im Halbschlaf durchwachten Nächte; die Anspannung fiel weg, keine Tiefflieger beschossen mehr unseren Treck und zwangen uns in die Straßengräben. Keine bange Frage kam mehr auf „Wo werden wir morgen sein, was bringen die nächsten Tage?“ Sie, die Frau, und ihre Töchter hatten inzwischen die Kammer gerichtet. Plusterige Federbetten erwarteten uns, und wir sind wohl nie wieder mit einem solchen Gefühl der Geborgenheit in den Schlaf gefallen wie an diesem Tage. Erst am nächsten Morgen sahen wir, daß die Frau und ihre Töchter sich ein einfaches Nachtlager auf dem Fußboden der Wohnstube aufgeschlagen hatten. Unsere Entschuldigungen wurden schlicht abgewiesen: „Sie hatten die Betten nötiger.“

Monate gingen ins Land. Die Sorge um das tägliche Brot beschäftigte uns. Brot- und Fleischmarken waren kostbarer als die „Sondermarken“ verflossener Briefmarken-Sammlerzeiten. Eine alte Armbanduhr wurde auf den Umwegen über Zigaretten – Butter – Schnaps zu einem Kochtopf, einem Plätteisen. Das zweite Kind kündigte sich an, das wir – ohne es zu ahnen – mit auf die weite Reise genommen hatten. Jeder Abend beendete einen Tag voll grauer Sorge; jede Woche, die dahinging, war ein Gewinn.

Höhepunkte waren Tage mit besonderen Erlebnissen. „Die Tommies holen alle Schweine ab!“ wurde plötzlich von Tür zu Tür geraunt, und nachts wurden viele Schweine blaß. Noch nie wohl trennten sich Fleisch und Knochen so schnell voneinander. Verdeckte Schüsseln wurden huschend von Tür zu Tür verteilt, denn wer mitgegessen hat, wird nicht plaudern. Am Morgen gab es ein paar „Grab-Stellen“ mehr in den Hausgärten und viele zufriedene, satte Nachbarn. Aber den sieben fetten Stunden folgten viele sieben magere Wochen und Monate. Dem Herbst folgte der Winter, vor dem uns graute.

Wir hatten zwar enorme Fortschritte gemacht: Unsere Herberge bei der Frau und ihren Töchtern hatten wir räumen können; eine Bodenkammer über dem Kuhstall eines Bauern wurde „unser eigenes Zimmer“, wir hatten nun „ein eigenes Heim“! Aber es hatte nur Außenwände und Wände zu unheizbaren Bodenverschlagen und eine Decke aus ungefugten Brettern, durch die Raps und andere Körner rieselten. Eine Mausefalle war Tag und Nacht in Betrieb. Leere Kisten waren unsere Sitze und Schränke, eine kleine Brennhexe der Mittelpunkt unseres Familienlebens.

Und der Winter kam mit Macht. Einen Ofen hatten wir nicht; wir mußten zusammenrücken und uns in die klammen Decken kuscheln, bis der nächste Morgen uns an die Sorgen des Tages erinnerte und uns das Nachdenken über all die Hoffnungslosigkeit um uns

herum vergessen ließ. Und mit dem Winter kam Weihnachten, das Fest der Freude, der frohen Herzen, das Fest glücklicher Menschen immer näher auf uns zu. Es war unsere Adventzeit der Zuckerrüben, die Tag und Nacht hindurch im kleinen Topf auf der Brennhexe zu Sirup verkocht wurden, Sirup, der uns braunen Kuchen lieferte. Köstlicheren Kuchen haben wir nie wieder gegessen.

Das Fest nahte, das losgelöst von Geschenken, Braten und dem Duft der Weihnachtstage wie ein drohender Schatten vor uns lag und Tag für Tag unerbittlich näherrückte. Ein Weihnachtsbaum? Im Walde stehen auch kleine, und darunter einer wie für unsere kleine Kammer geschaffen. Manch' Baum ist schon den Weg allen Holzes gegangen – aber dieses Bäumchen schlagen, wenn man es nicht schmücken kann?

Und weiter naht Weihnachten, unaufhaltsam. Weihnachten – muß das sein? Weihnachten, nach dem Kalender und allen beklemmenden Rechenkunststücken der Tag, an dem unser zweites Kind geboren werden mußte, an dem es das Licht dieser traurigen Welt erblicken sollte. Dieses schreckliche Weihnachten ohne Bettchen, Windeln und Ofen – dieses grausame Weihnachten!

Heiligabend. Seit Tagen sind die Fensterscheiben dick zugefroren. Eis hat sich auch an den Innenflächen gebildet, hat die Zugritzen gedichtet und uns die dämmerige Stimmung eines Iglus beschert. Das Kind steckt nur das Näschen über die Decke. Endlich wird es ganz dunkel, endlich können auch wir unter die verklammten Decken schlüpfen, uns in die Streu aus Stroh wühlen, aneinanderschmiegen und dankbar sein, daß wieder ein Tag zueinde ist. „Stille Nacht“, schwarze Nacht! „Heilige Nacht“?

Ein Scharren und Schurren läßt uns aufhorchen. Wir unterscheiden Schritte, die sich zaghaft Stufe um Stufe unsere enge Stiege herauf tasten. Ein Tuscheln, ein Wispern – ein leichtes Klopfen an der Tür. Wer glaubt hier an den Weihnachtsmann!? Unser Name wird gerufen. Wir kennen die Stimmen. Schnell sind Bett und Kleidung geordnet, die Tür geöffnet.

Uns strahlt er entgegen, der schönste Weihnachtsbaum, den ein Mensch sich ausdenken könnte: keinen halben Meter groß, in einen Blumentopf gepflanzt, mit einigen Strähnen Lametta verschämt geschmückt – und er hat sogar ein paar Kerzen, „Pfennig-Lichter“ nannten wir sie als Kinder. Und die Kerzen brannten und warfen einen warmen Schimmer auf strahlende Gesichter, die hinter dem winzigen Lichterbaum im Dunkel des Türrahmens mehr zu ahnen als zu sehen waren. Die Kinder unserer früheren Herbergsmutter hatten sich diese Überraschung ausgedacht. Nie hat uns wohl ein Weihnachtsbaum so viel Licht und Wärme entgegengestrahlt wie dieses murksige Bäumchen mit seinen winzigen Lichtflecken. Denn er war nur Symbol – Licht und Wärme empfangen wir von den Menschen, die uns am Heiligabend nicht so einsam in unserer Kammer wissen wollten, die uns sagen wollten „Ihr seid nicht allein.“

War es Spaß gewesen, oder traute mir Frau X es wirklich zu? Als es hieß, unser Eutiner Bischof würde diesmal nicht auf unserem Mecklenburger Adventsabend sprechen können, hatte sie mir zugerufen: „Dann machen Sie es!“ – und ich hatte leichtfertig zugesagt. Darf man in diesem Zusammenhang sagen „Mich ritt wohl der Teufel“?

In wenigen Tagen hatte ich „Oh, du fröhliche ...“ zu Papier gebracht, denn ich trug diese Gedanken schon lange mit mir herum. So und nicht anders hatte sich diese Geschichte zuge tragen. Als ich sie dann vortrug, glitzerten die Augen um mich herum verdächtig blank.

Oft in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten habe ich an diesen Weihnachtsabend gedacht, zuletzt vor wenigen Wochen, als wir sie, die einsam gewordene betagte Frau, zur letzten Ruhe geleitet haben und neben ihren Kindern standen.

Harry Kurz (1969)

De Beerboom

(Der Birnbaum)

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland
een Beerboom in sinen Goren stand
un käm de golden Austenzeit
un de Beerns de lüchten weit und breit
dann stopfte, *wenns tau Mittag* vom Turme scholl
der Herr von Ribbeck sich beide Taschen voll.

Auf Plattdeutsch deklamierte Pastor Göckelmann Fontanes Zeilen in der kleinen Dorfschule, *witaf vom groten Larm* der Stadt. Er hatte eine kräftige Baßstimme, die aber berufsbedingt immer etwas ölig und salbungsvoll nach Kanzel klang. Er war berührt wegen seiner plattdeutschen Predigten. Mit gruseligen Vergleichen versuchte Pastor Göckelmann jeden Sonntag den Kirchgängern vor Höllenqualen und Fegefeuer Angst zu machen, um sie so auf den rechten Weg zu bringen. Aber die Bauern nahmen seine donnernden Predigten mit Schmunzeln und Gelassenheit hin. „*Dat hett ja nochn beten Tiedt mit dei Höll, wi sünd ja noch up de Ird*“, dachten die meisten. Und da Göckelmann von Gartenbau und moderner Landwirtschaft viel verstand und sich auch mit Bienen gut auskannte, mochten ihn die Bauern trotzdem gern leiden. Nur nicht Bauer Drebelow. – Aber davon später.

Die Kinder lauschten wie gebannt und auffallend ruhig Fontanes Worten. Sonst tuschelten sie ungeniert und schmissen mit Papierkugeln, die sie vorher gut durchgekauht hatten. Die Geschichte des Herrn von Ribbeck auf Ribbeck fesselte sie doch sehr. *Dat wier ok mal wat anners as ümmer den' ollen Katechismus mit den' dammlingen tein Geboten un ümmer hinnerher: „Wat is dat“*

Göckelmann kam zum Schluß:

So spendet Segen noch immer die Hand
des Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Schwungvoll klappte er sein Büchlein zu. *Äwer dat wier dormit all lang noch nich tau End.* Salbungsvoll setzte Göckelmann fort:

Nun, *leewe Kinners*, frage ich Euch, was will uns der Dichter mit diesem schönen Gedicht so zwischen den Zeilen sagen? *Wat för ne Botschaft hett hei för uns all?* Denkt mal nur an die letzten Zeilen, von den Beerns, vom Segen spenden *un so wieders, wat för en Botschaft hett hei för uns all*, frage ich Euch noch einmal?

Es folgt Stille.

Nur Jochen, der faulste und frechste von allen Buben, flüsterte seinem Nachbarn etwas ins Ohr. Nun Jochen, *stah up*, wir wollen die Botschaft auch hören, *seggt Göckelmann. Na Jochen steiht up, druckst en beten rüm un seggt denn: Mien Botschaft iss en beten anners, Herr Pastor. Ick heff Willem grad vertellt, dat uns Nachbor Drebelow noch'n groten Boom ganz full mit saftigen Berns in Goren hett, de möten wi uns hüt mittag noch halen. Drebelow, de schlöpt ja mittags ümmer een, twee Stunnen, un Cäsar de Hofhund, de kennt uns ja all.*

Göckelmann wurde ärgerlich; er hatte sich eine andere Antwort erhofft. Er ballerte los: Untersteh dich du Schlingel, kennst du die zehn Gebote nicht? Hör ich ein Wort von Bauer Drebelow, *denn gift dat de Jack full, dat Du mindestens twee Dag nich mier richtig sitten kannst, Du Lümmel!*

Bauer Drebelow war auf Göckelmann nicht gut zu sprechen. Der Pastor hatte ihn einmal hämisch gefragt warum er seinen Hund „Cäsar“ rufe. Ob er denn nicht wisse, daß Cäsar ein berühmter römischer Kaiser und der größte Feldherr aller Zeiten gewesen sei? Wenn es unbedingt ein kaiserlicher Name sein müsse, dann könne er ihm Nero empfehlen, der sei ein Strolch gewesen und schnitte in der Geschichte nicht so gut ab.

Bauer Drebelow aber stellte sich dumm und sagte scheinheilig: „Oh Herr Pastor, wenn Ihrer Heiligkeit der Name Cäsar nicht paßt, dann taufe ich meinen Hund natürlich sofort um und Ihnen zu Ehren werde ich ihn dann Göckelmann rufen. Wäre Ihnen das recht?“

Pastor Göckelmann trat sofort den Rückzug an. Er verpaßte aber Drebelow noch vorher einen Hieb, indem er zum Himmel blickte und laut sagte: „Oh Herr vergib diesem unchristlichen Banausen, der Hunde taufen will.“

Göckelmann beendet die Stille und fragt noch einmal: „Wer kann uns was sagen über den Sinn, über die Botschaft dieses Gedichtes von Fontane?“

Friedrich, groß und semmelblond, schnippelt mit den Fingern. Erwartungsvoll nickt Göckelmann ihm zu. Nun Friedrich *verklor* Du uns mal; *wat* Du so darüber denkst, erkennst du vielleicht die Botschaft?

Friedrich erhebt sich mühselig aus der viel zu kleinen Schulbank. *Wat ick so doröwer denken do? Nee, nee Herr Paster, dats all Schwindel, dat glöw ick nich. Passens mal up:*

Wenn de gnädige Herr von Ribbeck so an den twee Meters deep inne Ird liggt, und hett noch eenen Appel inne Hand – Beern, Beern, verbessert ihn Göckelmann gewissenhaft – na gaut, hät een Beern inne Hand, wie sall denn de lüt Beernboom öwer twee Meters dörch de Ird alleen dörchkamen, vör allen Dingen, wo doch all de fetten Madens inne Ird sünd, de allens upfräten? Wenn wi uns Roggensaar upn Acker ok so twee Meters deep inbuddeln daun, dort könen wi all lang töwen, bet wat rutkümm!

Pastor Göckelmann ist ganz baff. Er faßt sich aber sofort und verkündet mit öliher Stimme: „Mein Sohn, so darfst Du das nicht sehen.“

Sett Du di man wedder hen, Du hast die Botschaft wirklich nicht erkannt. Willem, Du bist ja de ölst un ok de best inne Klauf, erkennst Du die Botschaft? Willem steiht up, kratzt sick den Kopp un verkündet:

Nee, nee, Herr Paster, ick möt ok seggen, allens Schwindel. Dat is doch all so. De fürnehmen Lüüd, de leggen sick doch nich inne kolle Ird. De hebben doch soveel Geld, de köpen sick doch nen Bronzesarg, leggen sick rin un laten sick konservieren, damit sei nich verschimmeln daun, un denn aff int Mauseleum, denn sünd sei musedot. Uns gnädiger Herr, dei Herr Graf, de liggt ja ok all dor.

Pastor Göckelmann erschrak heftig, ließ sich aber nichts anmerken. Mit dieser Entwicklung hatte er wirklich nicht gerechnet. Woher hatten diese Kinder bloß soviel Logik und Phantasie? Doch hier ging es um den Glauben. Göckelmann faßte sich und sagte pathetisch: Liebe Kinder, darauf kommt es doch nicht an! So dürft ihr das nicht sehen. Er wurde sachlich. Wilhelm, der Herr Graf ist nicht konserviert worden, sondern man hat ihn einbalsamiert, *wie bi den ollen Ägypters*. Merk Dir das! Konservieren tut man Konserven. Trine sag Du uns mal, was Konserven sind. *Trine steit up un doziert: Ja, dat sünd de ollen, runden Blechdosen, wo son schietriges Äten inn is. Min Vatting seggt ümmer, son Tüg kümmt mi nich upn Disch. Dat sallen de Städters man sülwer freten, wie maken uns allens lewer frisch, dat schmeckt ja man veel bäter.*

Ja, ja, da mag din Vatter wohl recht haben, sinniert Göckelmann nachdenklich, aber wir kommen vom Thema af: Nachdem die Jungs alle so versagt haben, sag Du uns mal Anke, was will und soll uns dieses Gedicht von Fontane sagen. Worauf kommt es an? Denk an die Birnen, an die letzten zwei Zeilen: „und so spendet Segen immer noch die Hand“. Anke, so plötzlich angesprochen, springt auf. Ihre langen Zöpfe schaukeln schwungvoll um die Schultern. Sie trillerte mit heller Stimme los: Jetzt weiß ich es Herr Pastor. *Dor hett sick eener 'n Spaß makt un hett eene große, saftige Beern tau de Austentid öwer de Friedhofsmuer röwerschmeten, taufällig up dat Grao von Herrn von Ribbeck, un dorut is denn de groote Beernboom worden. Sie strahlt den Pastor siegesgewiß an.*

Pastor Göckelmann sieht sie traurig an. Mit müder Stimme sagt er nun zum dritten Mal: „Meine Tochter, darauf kommt es doch gar nicht an. Liebe Kinder, ich verstehe wirklich nicht, warum keiner die Botschaft erkennen will. Dabei ist es doch ganz einfach. Paßt mal alle jetzt auf! Die Botschaft heißt: Nächstenliebe! Liebe deinen Nächsten! So liebe der Herr von Ribbeck alle Menschen, besonders aber die Kinder. Der Birnbaum soll uns auch sagen, daß wir unsere Mitmenschen nicht nur gestern und heute, sondern auch morgen und in alle Zukunft lieben und mit guten Taten beschenken sollen; von mir aus auch mit Birnen. Auch nach seinem Tode sorgte also Herr von Ribbeck für seine Kinder und bewies damit christliche Nächstenliebe.

Außerdem war Herr von Ribbeck bestimmt nicht so dumm, wie Ihr vielleicht denkt. Er hat bestimmt mit voller Absicht ein Erdbegräbnis gewollt, weil er gewußt hat, aus dem Bronzesarg wachsen keine Birnbäume. Auch wird er so schlau gewesen sein, noch einige Birnen übern Sarg einbuddeln zu lassen, so ganz oben, damit die Kerne gut keimen konnten. So wird es gewesen sein, und so müßt Ihr es auch glauben. Und damit Basta! Punktum!

Göckelmann blickte stolz um sich. Seine Idee, die Nächstenliebe mit Fontanes Gedicht zu verbinden war nicht schlecht, aber sie war beinahe schiefgelaufen. Aber er hatte es wieder einmal zurechtgebogen. Bevor sich aber der gute Pastor weit und breit über die Nächstenliebe auslassen konnte, bimmelte die alte Schulglocke und die Kinder gallopierten wie junge Fohlen in die Freiheit. Es war für heute die letzte Schulstunde.

Pastor Göckelmann schaute ihnen liebevoll nach. Er setzte sich, stopfte gemütlich seine Pfeife und schmauchte genußvoll vor sich hin. Er rauchte lieber auswärts, denn zu Hause in der Stube zeigte seine liebe Frau immer vorwurfsvoll mit dem Finger auf die weißen Gardinen, sobald er die Pfeife nur aus der Tasche zog.

Göckelmann verfiel ins Grübeln. Seine schwierigen Vergleiche hatten die Kinder doch nicht so ganz begriffen. Es war schon schwer, diesen wilden Gören Glauben und Nächstenliebe beizubringen. Zweifel befahlen ihn. War er dafür überhaupt der richtige Mann? Doch dann erschrak er, blickte nach oben zu seinem obersten Dienstherrn und murmelte: „Ja, ja, oh Herr, ist ja schon *gaut*, *du hest mol all wedder recht*, man darf niemals im Leben aufgeben. Ich will mich ja auch immer wieder anstrengen und mir redlich Mühe geben. Aber Du müßt mir auch umgehend etwas Geduld und Ausdauer *runnerschicken*, *denn wart dat woll wat warden*.

Er klopfte seine Pfeife aus, *treckte sine schweren Stebel taurecht* und begab sich festen Schrittes auf den Weg zum Pfarrhaus. Draußen war blauer Herbsthimmel und die Sonne wärmte noch kräftig. In der mächtigen Dorflinde zankten sich die Spatzen. Pastor Göckelmanns Stimmung besserte sich zusehends. Er vergaß die Kinder, seine Zweifel. Er dachte an seinen schönen Garten, an seine Bienen und nicht zuletzt an seine liebe, rundliche Frau. Und außerdem gab es heute Aal grün. *Ja, nu is de Geschichte von Paster Göckelmann tau End*, der sich redlich mühte, mit Hilfe des großen Schriftstellers Theodor Fontane *ut Neuruppin* den *Kinnern* die Nächstenliebe beizubringen. *Awer dat ging ja nu nich ganz glatt af*.

Für die Wahrheit dieser Geschichte kann ich mich nicht voll verbürgen. *Ick heff de Geschicht ok bloß von annern Lüüd hört, un de lewe Paster Göckelmann is all lang dot*. Aber seine Schüler von damals behaupten immer stocksteif und unnachgibig, *de Geschichte hät sich so un nich anders abspält*.

Sogar der gute Pastor Göckelmann sei zur Herbstzeit verstorben und hätte sich mit einer Birne unter den gefalteten Händen begraben lassen.

Schließen wir also die Geschichte mit dem schönen, deutschen Satz ab: „Es hätte so gewesen sein können!“

Gerhard Schöttler

Hoffnung

Ik mücht noch mal in'n Schummern aewern Hoffplatz gahn,
mit ruhig Hand de olle, hölten Dör updoon,
un in de wollig-mollig warme Stallung stahn,
wur lingelang min Köh noch ligg'n un aderkaun.

Mi is noch hüt, as träd't ik in een'n Tempel in,
doar stünn ik nich alleen, doar wirkte ok uns' Gott.
Keen Technik tellte, keen politisch wirre Sinn.
Dat Läbent halte At'n noch nah oll Gebodd.

Ik mücht noch enns de Pierd de weeken Nüstern straken
un se mit Sing'n un Fläuten an den Wagen sträng'n,
ganz rasching dörch de Heimat een lütt Reistour maken
un frohn Wurd, 'n Spaß, 'n stillen Sägen seggen.

Noch eenmal mit 'n blanken Mäkelnbörger Haken
ganz sinnig Fohr üm Fohr dörch unsen Bodden schurrn,
wenn hoch an'n Häben, aewer mi un Dau un Daken,
allaewerall de Lerken tiriliern un flurrn.

Wer geew uns pries? Wer geew dat Recht tom harten Knechten?
Wat heet Parteibeschuß? Wur blieb'n Minsch un Dierd?
Is denn politisch Biesdernis un fälschlich Rechten
mih as de friege Arbeit, Tru un Gloob'n wiert?

Gaht mi betto mit Marx un Engels un Computer!
De Buer un sin Veh un Land sünd keen Maschin.
Ik glöw, ball halt uns' Gott 'ne hoge Räkning ruter,
de ward nah all de Irr kum to beglieken sin.

Un dorüm holl'k mi prat un töw up't niege Plögen.
Wenn aewer Drifft un Krasch vörto all liesing gahn,
säg'n ik de Jungen, de sich tru un reddlich rögen,
dat se tohus mit Glück up unsen Acker stahn.

Nix is vergäten, ok wenn't Recht hüt schwiggt un drömert.
Ja, ganz gewiß ward allens werrer wak un woahr,
de gottlos Tied as Nacht verrönnt, as Asch verstömert;
un sinnig treckt de Buer werrer Fohr bi Fohr.

Klaus Giese

Familiennachrichten

Diamantene Hochzeit

Am 7. April 1993 feierten unsere Lizeistin Adele Wucherpennig und Ihr Mann Friedrich das seltene Fest der Diamantenen Hochzeit. Sie begingen diesen Tag festlich im kleinen Familienkreis.

Geburtstage

Unser Caroliner Heinz Schwarz, Abitur 1931, vollendete am 16. Mai sein 80. Lebensjahr. Beruflich war er in leitender Stellung in der Mineralwasser-Fabrik Grauhof in Goslar tätig.

Karl-Werner Flint, Mitglied unseres Freundeskreises, vollendete am 4. Juni sein 85. Lebensjahr. Für unsere Altschülerschaft hat er stets großes Interesse gezeigt. In der Landsmannschaft Mecklenburg gehört er dem Vorstand an und war eine Reihe von Jahren ihr 1. Vorsitzender.

Unser Caroliner Professor Graf Stenbock-Fermor konnte am 16. Juni ebenfalls sein 85. Lebensjahr vollenden. Er lebt in Aachen und war bis zu seiner Pensionierung Kanzler an der damaligen Technischen Hochschule zu Aachen.

Am 27. Juni vollendete unser Caroliner Hans Schlie sein 85. Lebensjahr. Als Propst em. lebt er in Reinbek. Viele Male hat er in der Elisabeth-Kirche zu Marburg den Gottesdienst mit uns gefeiert. Bei unserem Treffen im September war er auch anwesend.

In Berlin konnte unser Caroliner Kurt Knorr sein 90. Lebensjahr vollenden. Da er vor der Wende in Ostberlin lebte, konnte er unsere Hefte nur auf Umwegen erhalten.

Dr. Otto Witte, Mitglied im Freundeskreis, vollendete am 14. August sein 90. Lebensjahr. Neben seiner vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit und dem Schuldienst in Iserlohn war er in der Landsmannschaft Mecklenburg Kulturreferent und im Vortragswesen inner- und außerhalb der Landsmannschaft tätig. Er wurde mit dem Mecklenburgischen Kulturpreis und dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Unsere Lyzeistin Lotte Lange geb. Dörschner vollendete am 23. August ihr 95. Lebensjahr. Sie ist in erstaunlich guter geistiger Verfassung; hatte jedoch einen Fahrradunfall, der sie einige Wochen an ein Krankenlager band und nun auf Gehhilfe angewiesen ist.

Unsere Lyzeistin Erika Brüsch konnte am 25. August ihr 90. Lebensjahr vollenden. Geistig noch in guter Verfassung ist sie jedoch sehr gehbehindert. An unserem Treffen in Neustrelitz hat sie an der Abendveranstaltung teilgenommen und freute sich, viele alte Bekannte wiederzusehen.

Die Witwe unseres Zeichenlehrers Gotsmann wurde am 8. September 95 Jahre. Zu ihrem 90jährigen ist sie bereits gewürdigt worden. Sie lebt in Hamburg in einem Seniorenheim.

80 Jahre wurden unsere Lyzeistin Käthe Rodberg geb. Ziegenspeck am 20. September und Mäxchen Keske geb. Lange-Karall am 4. Oktober.

Unsere Caroliner Dr. Fritz Gössler, Abitur 1928, vollendete am 8. Oktober sein 85. Lebensjahr. Wie bereits früher erwähnt, war er bis zu seinem Übergang in den Ruhestand in leitender Stellung in einem Industrieunternehmen tätig.

Unser langjähriges Mitglied im Vorstand unserer Altschülerschaft und Caroliner Werner Praefcke, Abitur 1922, vollendete am 14. Oktober sein 90. Lebensjahr. Nach dem Studium war er in der Lebensmittel-Chemie und im Reichsamt für wirtschaftlichen Aufbau in Berlin tätig. Nach dem Kriege war er bis 1968 bei der Firma Trumpf in Aachen in leitender Stellung. Er lebt mit seiner Frau Irmgard geb. Diederichs im Hause seiner Tochter in Grötzingen bei Karlsruhe. Im Kreise seiner Familie konnte er den Ehrentag festlich begehen.

Geburtstage über 80 Jahre für die Zeit vom 1. Mai bis 31. Oktober:

Margarete Wolter geb. Wendland, 10. Mai, 81 Jahre; Dr. Fritz Schriewer, 11. Mai, 82 Jahre; Grete Jakobs geb. Christensen, 20. Mai, 92 Jahre; Dr. Fritz Hagemann, 27. Mai, 94 Jahre; Inga Brunswig geb. Ludewig, 6. Juni, 88 Jahre; Dr. Erika Grüder, 23. Juni, 97 Jahre; Lotte Lau, 2. Juli, 83 Jahre; Joachim Wegener, 3. Juli, 84 Jahre; Michel Ludewig, 4. Juli, 81 Jahre; Käte Kuhn geb. Sünemann, 16. Juli, 84 Jahre; Joachim Heise, 17. Juli, 81 Jahre; Evi Staffeldt geb. Albrecht, 21. Juli, 84 Jahre; Ruth de Terzi geb. Hoffmann, 30. Juli, 89 Jahre; Hildegard Wolter und Hedi Friedrich geb. Scheel, 11. Aug., 88 Jahre; Otto Benzin, 22. August, 91 Jahre; Lena Klemp, 27. August, 83 Jahre; Irmgard Praefcke geb. Diederichs, 12. Sept., 88 Jahre; Hans Knebuß, 18. Sept., 84 Jahre; S. H. Christian Ludwig Herzog zu Mecklenburg, 29. Sept., 81 Jahre; Adolf Tönse, 30. Sept., 89 Jahre; Günther Barnewitz, 2. Okt., 82 Jahre; Ingeborg Runge geb. Albrecht, 21. Okt., 87 Jahre; Ulrich Wolter, 23. Okt., 93 Jahre; Adele Wucherpennig, 83 Jahre.

Unser Caroliner Dr. med. Hans Jerchel vollendete am 18. September sein 75. Lebensjahr. Er war Kinderarzt und übte viele Jahre in Husum seine Praxis aus. Sein Vater war Bankdirektor Dr. Rudolf Jerchel in der damaligen Strelitz-Bank am Paradeplatz. Seine beiden Schwestern sind Brigitte Eger und Dörthe von Bergen.

Ihr 70. Lebensjahr vollendet:

Hans-Joachim Frenz, 24. Mai; Reg. Dir. a. D. Heinz Lohmann, Berlin, 23. Juli; Siegfried Rogge, Neustrelitz, 23. Juli; Dir. a. D. Wilhelm Dreyer, Uelzen, 1. Sept.; Emil Dreyer, Neustrelitz, 1. Sept.; Juliane Nürnberg geb. Rochna, Hamburg, 30. Nov.; Hartwig Klempien, Eutin-Zarnekau, 5. Dez.

Wir gratulieren allen Jubilaren sehr herzlich!

Nachrufe

Wie wir verspätet erfuhren, verstarb am 7. März im 80. Lebensjahr unser Caroliner Heinrich Tiedt.

Am 4. Mai starb plötzlich und unerwartet Gundula Schütte geb. Kerstenhann an Herzversagen. Sie besuchte von 1935 bis 1942 das Lyzeum in Neustrelitz. Während dieser Zeit lebte sie unter liebevoller Fürsorge bei der Familie Klingenberg und nach ihrer Heirat im Jahre 1950 in Frankfurt/M. Die Pflege ihrer alten und neuen Freundschaften lag ihr besonders am Herzen. Sie war ständiger Gast bei den Carolinertreffen in Marburg, nahm in der Frankfurter Dornbuschgemeinde regen Anteil am Gemeindeleben und war lange Jahre im

Kirchenvorstand. Auch in der Landsmannschaft Mecklenburg war sie aktiv tätig. Sie war beliebt bei jung und alt. Es trauern um sie ihr Mann Roland, ihre Kinder Nora, Kristian, Thomas und Andreas sowie zwei Enkel.

Wie wir aus Neustrelitz erfuhren, verstarb Heinz Penzel am 14. Mai und Emil Seveke am 7. Juli. Beide wurden in Neustrelitz beigesetzt.

Am 14. Juli starb unsere Lyzeistin Martha Schlund geb. Holldorf im 91. Lebensjahr. Sie war die Tochter des Großherzoglichen Försters Wilhelm Holldorf aus Neugarten. Das Lyzeum besuchte sie von 1910 bis 1920. Sie war verheiratet mit Paul Schlund, der bereits 1946 starb. Seit 1985 wohnte sie bei ihrer Tochter Eva in Quickborn. Es trauern um sie ihre Tochter Eva, Schwiegersohn Hans-Heinrich Giese, zwei Enkel und drei Urenkel.

Am 9. Oktober starb unser Caroliner Verwaltungsdirektor Wilhelm Dreyer im Alter von 70 Jahren. Er war der Sohn des Getreidehändlers Dreyer aus der Glambecker Straße. Nach dem Kriegsdienst bei der Kriegsmarine studierte er Rechtswissenschaften und schlug nach dem Examen die Verwaltungslaufbahn ein. Vor seiner Pensionierung war er viele Jahre Leiter des Arbeitsamtes in Uelzen. Bei den Carolinertreffen in Marburg und Neustrelitz war er stets anzutreffen. Seinen 70. Geburtstag feierte er – schon sehr krank – in Münster im Kreise seiner Familie. Es trauern um ihn seine Frau Ursula geb. Gempke, seine Tochter Kirsten, sein Schwiegersohn Dr. Berthold Gerlach und seine Enkelin Anja.

Wir verneigen uns in stiller Mittrauer.